

Gelebte Zeit
Bettina Belitz

Das Buch:

Bevor der achtzehnjährige Womanizer Elijah Rosenstein Katinka begegnet, ist sein Dasein geprägt von oberflächlichen Vergnügungen und One-Night-Stands. Alleine seine innige, aufrichtige Liebe zu seinem fünf Jahre jüngeren Bruder Levy spielt sich auf einer anderen, beinahe magischen Ebene ab – und Levy ist es auch, der Elijah darum bittet, mit der rebellischen Mittelstufenschülerin Katinka Aslan zu sprechen, da diese sich urplötzlich von ihm abgewendet hat. Wider Erwarten ist Elijah sofort fasziniert von der eigentümlichen Tiefe Katinkas und verspürt bald den Wunsch, sie zu beschützen, obwohl er sich nicht erklären kann, warum und wovor. Als er eines Tages das dunkle Geheimnis hinter ihrem abweisenden Verhalten erfährt, ist er bereit, alles zu tun, um sie aus ihrer Hölle zu befreien.

Doch seine Gefühle für Katinka sind längst nicht mehr rein freundschaftlicher Natur – und das bleibt auch den Blicken ihres übermächtigen Vaters nicht verborgen. Aslan lässt nichts unversucht, um Elijahs Leben zu zerstören und seine Tochter einzuschüchtern.

Hat Elijahs Liebe eine Chance oder sind Katinkas Wunden viel zu tief, um sie Vertrauen zu einem erwachsenen Mann fassen zu lassen – und welche Rolle spielt Levy in dem unzertrennlichen Kleeblatt der drei?

In »Gelebte Zeit« begleiten die Leserinnen Elijah, Katinka und Levy über vier intensive Jahre, in denen die drei sich zu jungen Erwachsenen entwickeln und durch den Kontakt zueinander den Weg in ihre eigene Seele finden – eine Geschichte, die unter die Haut geht und zeigt, dass alles, was wir erleben, seinen tieferen Sinn hat und keine Begegnung rein zufällig ist.

Foto: © Anja Wechsler



Die Autorin:

Bettina Belitz, an einem sehr sonnigen Spätsommertag 1973 beinahe in einer Heidelberger Bäckerei zur Welt gekommen, wuchs zwischen unzähligen Büchern auf und verliebte sich schon früh in die Magie der Buchstaben. Lesen alleine genügte ihr dabei nicht – nein, es mussten auch eigene Geschichten aufs Papier fließen.

Nach dem Studium der Geschichte, Literaturwissenschaft und Medienwissenschaft arbeitete Bettina Belitz als Redakteurin und Freie Journalistin, bis sie ihre Leidenschaft aus Jugendtagen zum Beruf machte.

Heute lebt Bettina Belitz als Freie Autorin und Klangheilerin im Westerwald und tankt beim Meditieren, mit den Pferden und auf dem Golfplatz neue Energien.

Bettina Belitz



Roman

Neuauflage

Copyright © 2019 by Bettina Belitz
Ober der Held 3, 56317 Linkenbach
www.bettinabelitz.de

Umschlaggestaltung: Sabrina Milazzo – design.sabrinamilazzo.net

Grafiken von: www.freepik.com, www.unsplash.com

Foto Umschlag: Dan Musat, <https://unsplash.com/@danm>

Satz und Layout: Stefanie Scheurich – stefaniescheurich.de/buchsatz

Herstellung und Verlag:

BoD – Books on Demand, Norderstedt, www.bod.de

ISBN: 9 783749 435265

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Dies ist ein fiktives Werk. Charaktere und Handlungen sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen sowie Ereignissen ist rein zufällig und nicht beabsichtigt. Markennamen sind Eigentum ihrer jeweiligen Besitzer.

For my inner child

Wer in Liebe aufwächst, wird die Liebe wählen.
Wer in Dunkelheit aufwächst, wird die Dunkelheit suchen.

Wenn Liebe und Dunkelheit sich begegnen,
kann Heilung entstehen.

Prolog

Und, was machst du so?»

Sie schauen mich an wie früher; bereit, vor Begeisterung zu strahlen – als könne jemand wie ich nur Großartiges erlebt haben seit unserem gemeinsamen Schulabschluss; fünf glanzvolle Jahre, in denen ich wie nebenbei eine steile Karriereleiter erklommen und eine wunderschöne Frau gefunden habe. Oder – noch besser – viele wunderschöne Frauen; um dem alten Klischee zu entsprechen. Doch keine von ihnen ist mir böse, denn sie alle sind dankbar, ein bisschen Zeit mit mir verbracht zu haben.

In Wahrheit gab es immer nur eine einzige. In mein Bett hatten sich andere verirrt, das ja, doch in meinem Herzen – gab es nur sie.

»Na, sag schon, Liah!«

Wie im Reflex hebe ich meinen Kopf und suche ein letztes Mal den Raum ab, aber Moritz ist nicht hier. Er hat es ernst gemeint, als er sagte, er würde nur unter Androhung von Gewalt auf unser Klassentreffen kommen – nach allem, was damals geschehen ist. Ich verstehe ihn besser denn je.

»Ich schreibe gerade meine Diplomarbeit.«

»Diplomarbeit?« Das Lächeln der anderen wird blasser, während ihre Augen sich ungläubig weiten »In BWL? Ich dachte, da ...«

»Nein. Psychologie.«

»Psychologie ...« Das vielfache Echo hört sich verwundert an, beinahe zweifelnd. Ja, damit hatte selbst ich nicht im Traum gerechnet.

»Und sonst, wo lebst du denn?«, hakt Peter vorsichtig nach. »In der Schweiz, oder?«

Stimmt, das hatte ich immer vorgehabt – samt schickem Chalet in den Bergen. Ist nie was draus geworden.

»Bei meinen Eltern.«

Jetzt lächelt niemand mehr. Sie starren mich an, als würden sie darauf warten, dass ich lache und zugebe, sie veralbert zu haben. Selbst Ellen kann ihre Enttäuschung nicht verbergen.

»Warum?«, fragt sie schließlich leise, nachdem niemand mehr etwas zu sagen wagt.

»Das kann ich nicht in ein, zwei Sätzen erklären«, erwidere ich ruhig. »Es gibt gute Gründe dafür.« Es gab sie jedenfalls.

»Bist du verheiratet?«

»Nein.«

»Also auch keine Kinder ...? Keine Familie?«

Ich schüttele nur den Kopf. Dafür ist es noch immer zu früh. Vielleicht wird es niemals geschehen, ich weiß es nicht.

»Aber was hast du denn dann die ganze Zeit gemacht?«

Ein paar Sekunden lang erwidere ich die Blicke meiner einstigen Klassenkameraden und spüre, wie sich ihre Illusionen über mich endgültig auflösen. Ja, ihr fühlt richtig. Ich bin nicht mehr der oberflächliche, erfolgsverwöhnte Casanova von früher, dem alles leicht von der Hand ging und der sich niemals um etwas oder gar sich selbst Sorgen gemacht hat. Womöglich sehe ich noch so aus, aber ich bin es nicht mehr.

Sie hat mich verändert.

Ihr Name genügt, und mein Kopf ist voll von Bildern, goldenen Momenten, von Musik, geknüpft an Erlebnisse, deren Intensität ich manchmal kaum verkräftet habe. Mir wurde nie langweilig in dieser Zeit – und seitdem Katinka gegangen ist, suche ich nach mir selbst wie nach einer Nadel in einem Heuhaufen.

Irgendetwas war da noch, bei unserer letzten Begegnung, das mit dieser Suche zu tun hat. Wann immer ich mich daran zu erinnern versuche, spüre ich ein feines, warmes Kribbeln zwischen meinen Schulterblättern, gefolgt von dem Impuls, hinter mich zu fassen, obwohl ich genau weiß, dass da nichts ist. Auch jetzt kann ich mich nicht an diesen Moment entsinnen, er driftet weg wie ein ferner Traum, der nie seinen Weg in mein Bewusstsein gefunden hat.

Trotzdem weiß ich, dass alles seinen Sinn hatte.

Jede verdammte einzelne Sekunde, die Katinka und ich miteinander verbracht haben, hatte ihren Sinn.

»Sag schon, Elijah!« Ellens Stimme bebt und das Drängen darin reißt mich aus meiner gedankenversunkenen Stille. »Was hast du gemacht?«

»Ich habe gelebt«, entgegne ich leise, wende mich ab und gehe langsam nach draußen in die kalte Nachtluft, wo ich mich an mein Auto lehne und tief einatme.

Noch immer tut es weh, noch immer fehlt sie mir, noch immer frage ich mich, ob ich es hätte besser machen und sie bei mir halten können.

Doch eines weiß ich sicher und das kann mir niemand nehmen:

Ich habe gelebt.



THE MAIDEN





Wicked Game

Bist du etwa in sie verknallt?« Erstaunt blickte ich auf und wie immer machte mein Herz einen Freudensprung, sobald meine dunklen Augen sich in die strahlend hellen meines Bruders versenkten. Doch zum ersten Mal spürte ich dabei eine schwelende Unruhe in meinem Bauch.

War nicht klar gewesen, dass das irgendwann hatte passieren müssen? Levy war dreizehn. Ich hatte in seinem Alter längst Mädchen geküsst und nur zwei Jahre später meine ersten sexuellen Erfahrungen gemacht. Außerdem sah er aus, als wäre er vom Himmel gefallen mit seiner zarten Haut, seinem Engelsgesicht und diesem unfassbar türkisen Glitzern in seiner Iris. Das konnte auch seinen Klassenkameradinnen nicht entgehen.

»Nein, Elijah.« Entschieden schüttelte er den Kopf, wobei seine blonden Haare sich sacht hin und her bewegten. »Nein, das bin ich nicht.«

»Aber wieso ...« Bevor ich weitersprach, atmete ich leise aus und strich zärtlich mit dem Handrücken über seine Wange. Trotz des Leuchtens in seinen Augen wirkte Levy so bedrückt, dass ich mir ernsthaft Sorgen um ihn zu machen begann.

Es lag nicht lange zurück, dass unsere Eltern sich beinahe getrennt hätten, und ich hatte nie begriffen, wieso Levy ihre handfeste Ehekrise und die angespannte Stimmung im Haus nicht aus dem Gleichgewicht gerissen hatten – oder hatte ich es gar nicht mitbekommen, weil ich nicht mehr zu Hause wohnte und nur noch ein, zwei Nachmittage in der Woche bei ihm verbrachte? Ich liebte meine kleine, schicke Wohnung in der Stadt, die kurzen Wege zur Schule und meine Freiheit, doch Levy vermisste ich, als habe man mir ein Organ aus dem Körper gerissen, das mich nicht nur am Le-



ben hielt, sondern zudem für mein persönliches Glück verantwortlich war. »Wo liegt denn dann das Problem?«

»Na ja, ich ...« Mit einem seltsam brennenden Ausdruck in den Augen sah Levy mich an. »Ich mag sie eben. Sie ist –«, verlegen zuckte er mit den Schultern, wick meinem Blick aber nicht aus, »wichtig.«

»Wie meinst du das, sie ist wichtig?«, hakte ich nach und kam mir plötzlich ein wenig überfordert vor. Levy belastete diese Sache, das war offensichtlich, und ich hatte mir immer geschworen, ihm beizustehen, was auch kommen möge. Aber ich kapierte beim besten Willen nicht, worauf er hinauswollte. Bislang hatte ich nur verstanden, dass es da ein Mädchen gab, das er mochte und ihm neuerdings stur aus dem Weg ging – etwas, was ich überhaupt nicht nachvollziehen konnte – , und ihm das zu schaffen machte. Doch wieso war sie wichtig für ihn, wenn er doch nichts von ihr wollte?

Erneut zuckte er mit den Schultern. »Kann es nicht erklären«, murmelte er und errötete leicht. »Sie ist es eben. – Kannst du für mich mit ihr sprechen? Und sie fragen, was los ist und warum sie mich ignoriert? Ich komm ja nicht mehr an sie heran.«

»Für dich mit ihr sprechen?« Oh nein, keine gute Idee. Gar keine gute Idee. »Aber ich bin ... Levy, ich bin achtzehn.«

»Ja, genau!« Trotzig schob er die Unterlippe vor; ein Ausdruck, den ich nur selten bei ihm erlebte. Die meiste Zeit lächelte er. »Deshalb ja!«

Seufzend lehnte ich mich zurück und schloss meine Augen. Ich war müde von der Party gestern Abend und musste ständig an Ellen denken und manchmal auch an das Mädchen, das heute Nacht bei mir geblieben war, in meinem Bett. Die Schule war stressig gewesen und ich konnte kaum einen klaren Gedanken fassen.

Aber es war Levy, der da neben mir saß und Hilfe brauchte, und ich brachte es nicht über mich, ihn auflaufen zu lassen. Wie so oft – egal, was sonst in meinem Leben geschah: Levy stand an erster Stelle.

»Wer ist dieses Mädchen überhaupt?«, fragte ich nach einer kurzen Pause. Ich hatte keinen Überblick über die Mittelstufe und war nur mit Levys besten Kumpels vertraut – und konnte mir wahrlich Besseres vorstellen, als mit einer pubertären Dreizehnjährigen ein Beziehungsgespräch zu führen. Womöglich spielte sie nur mit Levy und zeigte ihm die kalte Schulter, um sich interessanter zu machen. Alleine dieser Gedanke ließ meinen Beschützerinstinkt zur Hochform auflaufen. Levy zuckte erneut mit den Schultern, antwortete aber nicht.

»Wie heißt sie denn?«, bohrte ich weiter.

»Katinka.«

»Katinka ...?« Mir schwante Böses. Eine Katinka aus der Mittelstufe kannte ich sehr wohl – und hoffte inständig, dass wir nicht dieselbe meinten. Sie ging nicht in Levys Klasse, sondern besuchte bereits die achte.

»Ja, Katinka«, erwiderte Levy mit niedergeschlagenen Wimpern und wieder wanderte eine zarte Röte seine Wangen hinauf, als wisse er selbst, was das bedeutete. »Katinka Aslan.«

Katinka Aslan. Also doch. Wir sprachen von dem gleichen Mädchen. Ich schluckte Levy zuliebe alles herunter, was mir an spontanen Gedanken auf der Zunge lag. Trotzdem konnte ich kaum fassen, was er mir offenbarte – die beiden passten doch zusammen wie Feuer und Wasser!

»Levy, du weißt schon, dass sie ...«

»Was?«, unterbrach er mich und wandte mir fragend sein Gesicht zu. »Sie ist nicht so, wie alle immer behaupten!«

»Sie ist aber auch nicht – normal.«

»Was ist denn schon normal? Niemand ist wahrhaft normal«, entgegnete Levy in jener merkwürdig erwachsenen Weisheit, die er manchmal urplötzlich an den Tag legte und mich jedes Mal stutzen ließ. Doch meistens verschwanden diese Momente so schnell, wie sie gekommen waren.

»Na, normal wäre es, sich nicht mit jedem anzulegen, der einen schräg anschaut, und nicht dauernd ältere Schüler beim Langstreckenlauf abzuziehen und sich dann noch darüber lustig zu machen ...«

»Das hat sie nicht. Sie hat sich einfach gefreut«, widersprach Levy friedlich. »Sie ist ja auch verdammt gut darin.«

Ja, das war sie – und nur deshalb wusste ich überhaupt, wer sie war. Die Schule duldete Katinka vor allem wegen ihrer sportlichen Begabung. Sie war eine hervorragende Langstreckenläuferin und machte sich regelmäßig einen Spaß daraus, ältere Schüler herauszufordern. Bei den Bundesjugendspielen hatte niemand nur annähernd Chancen, gegen sie zu gewinnen.

Es war schon beschämend, wenn man als Oberstufenschüler von einer Vierzehnjährigen überholt wurde, die einem dann grinsend den Stinkefinger zeigte, während man sich beim Laufen fast die Lunge auskotzte. Moritz ist das passiert. Danach hatte ich ihn stundenlang moralisch aufbauen müssen, und ich schlug gedanklich drei Kreuze, dass dieser Kelch an mir vorübergegangen war, weil ich

wegen einer spontanen Gebüsch-Knutscherei die Anmeldung versäumt hatte. Gleichzeitig galt Katinka als rebellisch, respektlos und hatte den Ruf, ein unberechenbares Emotions-Jojo zu sein.

»Bitte, Elijah. Bitte sprich mit ihr. Das ist eine so blöde Situation.«

»Levy, ich ...« Seufzend brach ich ab und überlegte, wie ich ihm beibringen sollte, dass er den Sechser im Lotto gezogen hatte. Katinka Aslan ignorierte ihn. Das war etwas Gutes, nichts Schlechtes. »Du hast das doch gar nicht nötig.«

»Darum geht es nicht«, erwiderte er hartnäckig. »Ich möchte wieder mit ihr in Verbindung stehen.«

Wozu um Himmels willen?, fragte ich mich in Gedanken ratlos, gab aber unter einem weiteren Seufzen nach. So verträumt und naiv er durch die Welt lief: Wenn Levy von einer Sache überzeugt war, hatte es wenig Sinn, mit ihm darüber zu diskutieren – und er hatte offensichtlich längst beschlossen, dass ich und kein anderer es war, der die Situation wenden musste.

»Also gut, von mir aus, ich rede mit ihr. Wo und wann? Denn ich werde sie nicht anrufen; wenn schon, dann Auge in Auge.« Kichernde Mädchen an der anderen Leitung kannte ich aus meinen Teenagerzeiten zur Genüge und ich hatte es nie gemocht; dieses unselige Kapitel musste ich nicht neu aufleben lassen.

»Du könntest sie nach dem Training abpassen, am Oststadion«, antwortete Levy wie aus der Pistole geschossen und seine Miene begann sich aufzuhellen. »Donnerstags ist sie so gegen fünf Uhr fertig.«

»Morgen schon ...«

»Ja, morgen.«

»Levy – bist du dir wirklich sicher, dass es dir wegen Katinka nicht gut geht? Oder ist es wegen Salome und Papa? Streiten sie sich wieder?«

»Nein, alles in Ordnung.« Levy schaute mich offen an und endlich lächelte er wieder. Dass ich meine Mutter seit einiger Zeit bei ihrem Vornamen nannte, hatte ihn nie gestört. »Es wird immer besser, jeden Tag ein bisschen.«

»Ehrlich? Du musst mir nichts vormachen.«

»Ja, ehrlich.«

Zweifelnd lauschte ich seinen Worten nach. Vor kurzem hatte ich schon gespaltene Lager gesehen – und ausgerechnet in dieser Phase hatte meine Mutter mir angeboten, mir eine kleine Wohnung in der Stadt zu mieten, damit ich in der anspruchsvollen Phase vor dem Abitur kürzere Wege zur Schule hatte. Wenn Levy nicht gewe-

sen wäre, hätte ich sofort zugestimmt, doch er beteuerte mir, dass das schon in Ordnung sei und er sich freue, mich dort besuchen zu können; wäre doch cool. Ja, das war es. Trotzdem packte mich manchmal das ungute Gefühl, mich verpisst zu haben, als mein Bruder mich am nötigsten gebraucht hatte.

Vielleicht hatte auch Salome mich gebraucht. Immerhin hatte sie sich damals für mich entschieden, obwohl die Schwangerschaft ungeplant gekommen war und sie sich viel zu jung für ein Baby gefühlt hatte. Auch Papa kannte sie gerade erst ein paar Wochen. Doch das genügte ihm, um ihr auf den Knien einen Antrag zu machen und in den kommenden Jahren alles dafür zu tun, damit sie ein schönes, wohlhabendes Leben führen konnte.

Nach außen war ihm das ohne Zweifel gelungen. Kompromisslos hatte er seinen Traum vom Herumtingeln als Blues-Pianist geopfert, um sich in einer Immobilienfirma hochzuarbeiten und schließlich seine eigene zu gründen. Es hatte meiner Mutter an nichts gefehlt, doch als sie wieder anfang zu arbeiten und ihr neue Karrierechancen in einer Anwaltskanzlei geboten wurden, war in Papa eine Sicherung durchgebrannt. Erst hatte er sie betrogen, dann sie ihn, bis sie beide wochenlang kaum miteinander redeten, sich aber nicht zu einer Trennung durchringen konnten. Genau in dieser eisigen Phase war ich ausgezogen.

»Sie sprechen also nicht mehr über Scheidung?«, vergewisserte ich mich nach einer längeren Pause, in der Levy vertrauensvoll seinen Kopf an meine Schulter gelehnt hatte. Wir hatten schon immer zusammen schweigen können.

»Nein. Sie ... sie reden viel miteinander, ohne zu streiten, und manchmal sieht Mama danach verweint aus, aber – ich glaube, es sind gute Gespräche.«

Weil Levy sich gar nichts anderes vorstellen wollte und konnte? Oder schätzte er die Situation richtig ein und sie raufte sich wieder zusammen? Sie liebten sich, daran hatte ich nie Zweifel gehegt. Papa vergötterte meine Mutter.

»Du sagst es mir, wenn du mich brauchst, ja?«

»Ja«, erwiderte Levy bestimmt und nahm seinen Kopf von meiner Schulter. »Habe ich ja gerade getan. Ich brauche dich, damit du mit Katinka sprichst.«

Schon waren wir wieder bei diesem einen Mädchen gelandet, als gäbe es in Levys Leben kein anderes Thema mehr – und weil es mir auch in den folgenden Stunden nicht gelang, ihn von seiner Idee ab-

zubringen, brach ich am nächsten Nachmittag wie ein Hofvasalle meines Bruders gegen 17 Uhr zum Leistungszentrum auf, obwohl ich immer noch nicht wusste, was genau ich zu Katinka sagen sollte.

Es war bereits dunkel – wir hatten Februar –, und die Turnhalle sah so verlassen aus, dass ich gerade wieder ins Auto steigen und wegfahren wollte, als ich neben der Eingangstür schemenhaft die Gestalt eines Mädchens in Jeans und Trainingsjacke erkannte, das mit dem Rücken zu mir ihr Rad aufschloss.

»Hey!«, rief ich ihr entgegen, damit sie sich umdrehte und ich ihr Gesicht sehen konnte, denn noch war ich mir nicht sicher, die Richtige vor mir zu haben. Keine Reaktion. »He, hallo!« Wieder nichts. Inzwischen stand ich direkt hinter ihr. »Katinka?«

Am liebsten hätte ich aufgegeben, doch dann sah ich im Geiste die bittenden Augen meines Bruders, griff beherzt nach vorne und berührte das Mädchen an der Schulter, um auf mich aufmerksam zu machen. Blitzschnell fuhr sie herum und schlug mir dabei so heftig ihren Ellenbogen gegen die Brust, dass ich fast das Gleichgewicht verlor und ein schmerzhaftes Reißen durch meine Schulterblätter fuhr – doch das motivierte mich nur dazu, mich noch größer aufzurichten, als ich es ohnehin schon tat, und ich kam mir dabei merkwürdigerweise nicht attackiert, sondern unverwundbar vor.

Keuchend riss Katinka zwei leuchtend blaue Stöpsel aus ihren Ohren, aus denen in voller Lautstärke irgendein aggressives Rapgeschrei dröhnte, und drückte hastig auf ihrem MP3-Player herum, bis die Musik endlich verstummte. Ich wusste nicht, wer von uns beiden mehr erschrocken war, doch als unsere Augen sich trafen, spielte selbst der Schmerz in meinen Schultern keine Rolle mehr. Mir war, als würde die Zeit stehen bleiben und ein Mechanismus in Gang gesetzt werden, der die bisherigen Jahre meines Lebens genau auf diesen einen Impuls gewartet hatte – dem Kontakt unserer Pupillen. Nie zuvor und nie danach hatte ich so deutlich gespürt, dass ich lebte. Ich konnte sogar fühlen, wie meine Venen das Blut zu meinem Herzen pumpen, rhythmisch und kraftvoll.

»Du ...«, flüsterte Katinka und wich ein Stückchen zurück, ihre Augen immer noch ungläubig auf mich gerichtet. Trotz der Dunkelheit konnte ich ihre Farbe mühelos erkennen – ein sattes, leuchtendes Smaragdgrün. »Was machst du ... du bist ... ich ...« Sie musste schlucken, um weitersprechen zu können. »Hab ich dir wehgetan?«

»Nicht der Rede wert.« Meine Stimme klang tiefer und voller als sonst. »Ich wusste nicht, dass du mich nicht hören kannst.«

»Nein, konnte ich nicht ... Suchst du jemanden?«

»Ja. Dich.«

Ein Schauer rieselte über meine Wirbelsäule, als ich meine eigenen Worte in mir nachhallen hörte. Noch immer stand ich reglos und aufrecht vor ihr, ohne mich zu rühren, während Katinka nervös an ihren Kopfhörern herumzunesteln begann.

»Das kann nicht sein ...«, erwiderte sie flüsternd und wie zu sich selbst. »Du – du bist doch der große Bruder von Levy, oder?«

»Ja, genau, und wegen ihm bin ich hier.« In dem Moment, in dem sein Name gefallen war, hatte sich die Spannung in meinem Rückgrat schlagartig gelöst, und ich wusste wieder, warum ich vor ihr stand. »Können wir rasch zusammen was trinken gehen, um darüber zu ...«

»Ich trinke keinen Alkohol«, unterbrach sie mich scharf. Auch sie hatte sich aus der Starre unseres ersten Augenkontakts befreit. »Außerdem ist morgen Schule und ich hab noch keinen einzigen Strich Hausaufgaben gemacht.«

Oh Gott, sie ist vierzehn, schoss mir durch den Kopf. Und ich frag sie, ob wir was trinken gehen ... »Nein, ich meine, uns kurz irgendwo reinsetzen«, verbesserte ich mich beschwichtigend. »Ich bin extra deshalb hierhergekommen, und Levy ... Es ist wichtig.«

Abwägend musterte sie mich. »Ist das irgendein Trick oder ein Spiel? Läuft eine Kamera, von der ich nichts weiß? Falls ja, dann ...« Katinka ballte ihre rechte Faust und reckte angriffslustig ihr Kinn, doch ich sah, wie schnell sie atmete und dass ihre Augen sich immer wieder suchend umblickten. Sie traute mir nicht. »Dann finde ich das nicht witzig.«

»Nein, da ist keine Kamera. Ich will nur reden, wegen Levy. – Bitte«, setzte ich widerstrebend hinterher. Einmal und nie wieder, Levy, schwor ich mir. So sehr ich dich auch liebe. Katinka verschränkte die Arme und stierte zum Schwimmbad hinüber, hinter dessen Fenstern das Licht noch brannte. Gerade drehte ein Junge ein Salto vom Dreimeterbrett, während vor der Halle ein Kaninchen durch den aufsteigenden Dunst hoppelte. Mann, wäre es schön, jetzt zu Hause vor dem Fernseher zu sitzen und bisschen zu zocken, dachte ich, als Katinka sich mir wieder zuwandte und erneut mit Blicken zu röntgen versuchte.

»Sorry, das geht nicht. Keine Chance. Kannst du mir nicht hier sagen, worum es geht? Ich muss nach Hause, meine Eltern warten schon auf mich.«

»Okay, von mir aus.« Dann hatten wir es wenigstens schnell hinter uns. Mehr schlecht als recht versuchte ich, wiederzugeben, was Levy mir erzählt hatte. Katinka hörte mir aufmerksam zu, ohne mir dazwischenzureden, obwohl ich deutlich sehen konnte, dass sie fror und immer unruhiger wurde, je länger ich redete. »Was ich sagen will: Levy ist ... er möchte mit dir Kontakt haben, aber er ist nicht in dich verliebt«, sprach ich schließlich aus, was ich für die wichtigste Nachricht hielt – in der Hoffnung, diese Botschaft würde sie in die Flucht treiben und ich Levy reinen Gewissens sagen können, dass mein Versuch gescheitert war.

»Ich weiß«, erwiderte Katinka mit ernstem Blick und wickelte ihren Schal enger um ihren zarten Hals. »Das weiß ich doch. Ich bin nicht seine Kragebreite. Ist in Ordnung, ich hab eh keine Zeit für Jungs.«

»Aber du – du scheinst ihn auf einmal völlig zu ignorieren und das versteht er nicht.«

»Ich dachte, ich geh ihm auf die Nerven. Das will ich nicht.«

»Das will er sicher auch nicht, er ist ja noch ein halbes Kind, aber ... er möchte einfach wieder von dir beachtet werden – verstehst du, was ich meine?«, schloss ich leicht erschöpft. Ehrlich gesagt verstand ich mein Gefasel selbst nicht genau – und noch weniger, weshalb es Levy so wichtig war, dass Katinka ihn wahrnahm. Sie hob den Kopf und schaute mich direkt aus ihren grünen Augen an, in die sich plötzlich ein solch wehmütiger Ausdruck schlich, dass ich meine Abwehrhaltung ihr gegenüber vergaß.

»Ihr seht euch so ähnlich ...«, murmelte sie sinnend. »Er hell, du dunkel. Aber ihr beide strahlt.« Ihre Stimme war so leise geworden, dass ich sie kaum mehr hören konnte. Dieses Mädchen vor mir war nicht Katinka, wie ich sie bisher aus der Ferne erlebt hatte; rebellisch, respektlos und kampfeslustig, und die Tiefe in ihren Worten bannte mich, ohne dass ich etwas dagegen tun konnte. Als habe sie meine Faszination bemerkt, richtete sie sich abrupt auf und trat einen großen Schritt zurück. »Okay, zurück zum Thema«, beschloss sie nüchtern und klang dabei auf einmal frappierend erwachsen. »Ich bin Levy also nicht egal?«

»Ich glaube nicht. Nein.« Ich hätte mir zwar noch immer gewünscht, dass sie ihm gleichgültig war – aber so war es nicht.

»Na gut.« Katinka zuckte mit den Schultern und zog die Nase kraus. »Dann grüß ich ihn eben wieder. Ich – ich dachte, das ist ihm zu viel. Weil ich immerzu in seine Augen schauen muss, wenn ich

ihm begegne. Ihre Farbe ist krass, ich hab sowas noch nie gesehen. Das fällt dir wahrscheinlich gar nicht mehr auf, du hast ihn ja jeden Tag um dich.« Doch, es fällt mir noch auf. Immer. Und das wird nie anders sein. »Du heißt Elijah, oder?«

»Und du Katinka.«

»Ja. Wie eine Katze.« Wieder zog sie die Nase kraus und stopfte sich die Kopfhörer in die Taschen, bevor sie nach ihrem Fahrradlenker griff, ohne sich in den Sattel zu schwingen. »Aber wenigstens ist es kein Allerweltsname.«

Allerweltsnamen hatten wir beide nicht, und dies war keine Allerweltsbegegnung. Sie fühlte sich friedlich und vertraut an, ganz unverhofft. Darauf war ich nicht vorbereitet gewesen, sondern eher auf unreifes Kichern und Zicken. Ich verfiel in Schweigen, ohne dass es mir unangenehm wurde. Auch Katinka schien es nicht zu stören. Stumm standen wir einander gegenüber, in der dunstigen Kälte dieses stillen Abends, und wussten nicht, was wir noch sagen sollten. Alles war zufriedenstellend geklärt, mein Auftrag längst erfüllt. Doch ich wollte sie nicht einfach so gehen lassen. Diese Vorstellung fühlte sich vollkommen falsch an.

Trotzdem tat ich es.

»Okay, Katinka, man sieht sich«, brummte ich lässig, diese dumme, leere Floskel, die eigentlich nichts bedeutet, und hob kurz die Hand, bevor ich mich umdrehte und zurück zu meinem Auto lief.

Meine Worte bewahrheiteten sich.

Ich sah sie morgens, wenn sie zur Schule lief, sah sie, wie sie Coladosen über den Hof kickte, mit den Jungs Fußball spielte, meinen Bruder neckte.

Doch es war nicht nur ein Sehen.

Es war ein visuelles Eintätowieren in meine Seele.

Ich bekam sie da nicht mehr heraus.



What is Love?

Meine scheinbar unerschütterliche, oberflächliche Lebensweise war durch den Kontakt mit Katinka nur zwischenzeitlich ins Wanken geraten und holte mich rasch wieder ein. Der hereinbrechende Frühling half mir dabei, die Erinnerungen an unser Gespräch zu verdrängen, sodass sie mich nur noch streiften, wenn wir uns im Schulhaus über den Weg liefen und sie demonstrativ wegschaute. Doch unsere Begegnung hatte ihre Spuren hinterlassen.

Alles, was ich von nun an erlebte, war von einer latenten Endzeitstimmung geprägt, die leisen Widerwillen in mir auslöste, mich aber sämtliche schwerelosen Vergnügungen intensiver erleben ließ. Ich wurde schier unersättlich nach leicht bekömmlichen Kicks, Flirts und Ablenkungen.

Weil ich meinen Cabrio aufmotzen und im August mit Freunden nach Cap Ferret fahren wollte, machte ich mich frühzeitig auf die Suche nach einem möglichst bequemen Ferienjob für den Sommer. Durch meinen Sportlehrer fand ich tatsächlich eine Arbeit, bei der ich Urlaub und Freizeit miteinander kombinieren konnte. Ich war immer sehr gut in Sport gewesen und hatte deshalb ein entspanntes Verhältnis zu Herrn Raubach. Als er erfuhr, dass ich auf der Suche nach einem Job war, machte er mir eines Nachmittags den Vorschlag, mich als Betreuer bei einem Leichtathletik-Trainingslager an der Nordsee zu empfehlen. Meine Aufgabe sollte darin bestehen, die Jugendlichen abends zu beschäftigen und morgens den Frühsport zu organisieren. Nachmittags würde ich Zeit zur freien Verfügung haben.

Als mir die Unterlagen zugesendet wurden und ich Katinkas Namen auf der Liste der jungen Spitzensport-Talente entdeckte, bekam ich das Grinsen für Stunden nicht aus meinem Gesicht. Damals



glaubte ich noch nicht an Fügung und hielt die Sache für einen kuriosen Zufall, den ich so schnell wie möglich mit ihr teilen wollte.

Am nächsten Morgen fuhr ich nicht an ihr vorbei, als ich sie auf dem Schulweg über den Bürgersteig trödeln sah, sondern hielt neben ihr an und kurbelte das Fenster herunter. Verschlafen drehte sie den Kopf zur Seite, um mit verkniffenem Blick einen Kopfhörer aus ihrem Ohr zu lösen.

»Komm, steig ein, ich nehme dich mit!«, rief ich ihr zu. Ihre Augen wurden noch etwas schmaler. Sie sah aus, als würde sie gleich zu fauchen anfangen – eine Katze kurz vor dem Tatzenhieb. Von ihrer sanften Tiefe, die bei unserem Zusammensein an der Turnhalle so unvermittelt hervorgeschimmert war, war nichts mehr zu spüren.

»Stalkst du mich jetzt oder was?«

»Nein. – Komm, steig schon ein und mach keine Szene.«

»Ich mache keine Szene.« Katinka ignorierte das Hupen hinter uns mit stur verschränkten Armen. »Außerdem steige ich nicht zu fremden Männern ins Auto. Das kannst du haken, Elijah.«

»Ich bin weder fremd noch ein Mann«, entgegnete ich flapsig und setzte ein gewinnendes Grinsen auf. Was für eine freche Lüge. Wir kannten uns nicht und ein Junge war ich schon lange nicht mehr. Außerdem sah ich älter aus, als ich war. »Und ich habe dir etwas zu sagen.« Entschlossen griff ich zur Seite und öffnete die Tür.

Kopfschüttelnd ließ Katinka sich auf den Beifahrersitz fallen, ohne sich anzuschallen.

»Wieder was mit Levy? Denn wenn nicht, dann ...«

»Nein, mit mir und mit dir.«

»Bitte was?« Katinka tat auf abgebrüht, aber ich sah, wie ihre Wimpern flatterten. »Was meinst du damit?«

»Wir werden demnächst ziemlich viel Zeit miteinander verbringen.« Für einen Moment hätte ich mich ohrfeigen können. Ich benahm mich wie ein elender Verführer.

»Ja, echt? Glaubst du das wirklich?«

»Ich glaube es nicht nur, ich weiß es. Stichwort St. Peter Ordning.«

Schweigend musterte sie mich von der Seite, ihre Miene voller Misstrauen und Fragen. »Aha«, machte sie schließlich abschätzig. »Versuchst du, einen auf Leistungssportler zu machen in deinem fortgeschrittenen Alter?«

»Nein, das ist mir zu anstrengend. Ich kümmere mich lieber um die, die es werden wollen.« Da, eine Parklücke. Einhändig kurbelte

ich am Lenkrad herum und zog dabei die Teilnahmebestätigung aus der Tasche, um sie Katinka auf den Schoß flattern zu lassen.

»Ich hab also doch recht«, zischte sie, nachdem sie den Zettel überflogen hatte. »Du stalkst mich.« Das leichte Grinsen, das über ihr Gesicht gehuscht war, als sie erkannt hatte, worum es hier ging, strafte ihre Worten Lügen. Irgendetwas an dieser Nachricht gefiel ihr – und das wiederum gefiel mir. Trotzdem hatte ich nicht mit einer solchen Gegenwehr gerechnet.

»Das ist Zufall, Katinka. Ich hab nicht gewusst, dass du dabei bist.«

»Wer's glaubt ...«, konterte sie tonlos. »Falls du meinst, du kannst mich dort rumschikanieren, hast du dich geschnitten.«

»Meine ich nicht. Ich will die Kohle, das ist alles, und ich dachte, du solltest wissen, dass ich dabei bin.«

»Kohle wofür? Hast doch alles.« Sie machte keine Anstalten, auszusteiigen, obwohl ich den Motor längst ausgeschaltet hatte und es zur ersten Stunde klingelte. »Auto. Bonzen-Klamotten. Weiber.« Okay, mein Ruf war mir bereits bis in die achte Klasse vorausgeeilt. »Einen Bruder, der dich über alles liebt«, setzte sie nach einer kleinen Pause kaum hörbar hinterher. Diese Bemerkung passte nicht in ihre Aufzählung – und erst recht nicht zu ihrem Blick.

»Ich will mein Auto tunen und ...«

»Wozu? Es fährt.«

»... und mit meinen Leuten im Sommer nach Cap Ferret.«

»Ah, okay. Bums- und Sauf-Urlaub.« Ich lachte überrascht auf, fühlte mich aber gleichzeitig merkwürdig bloßgestellt. Ja, stimmt, gewissermaßen war das so, obwohl ich niemals ihre Worte gewählt hätte. Wer sagte heute noch bumsen? »Na dann. Viel Erfolg beim Frühsport.« Katinka stieß die Tür auf, drehte sich aber noch einmal mit unlesbarem Gesichtsausdruck zu mir um.

»Ich verrate dir ein kleines Geheimnis, Elijah. Morgens bin ich immer besonders gut gelaunt.«

Jetzt blieb mir das Lachen im Halse stecken. Zicke, dachte ich überrascht. Doch ich wusste, dass das nicht stimmte. Sie versuchte es ernsthaft mit mir aufzunehmen und sich nicht von mir einschüchtern zu lassen, um keinen Preis der Welt.

Ich mochte das sogar. Es reizte mich. Doch ich hatte keine Lust darauf, mir in St. Peter Ording jeden Tag Wortgefechte mit einem pubertären Mädchen liefern zu müssen, das glaubte, mich zu durchschauen. Andererseits hatte ich schon zugesagt und war zu faul, um mir etwas anderes zu suchen.

Deshalb zog ich mich wieder von Katinka zurück und baute auf die Zeit. Wenn ich morgens an ihr vorbei fuhr, hielt ich nicht mehr an, und in den Hofpausen handhabte ich es wie sie – wir gingen uns aus dem Weg, so gut es auf dem begrenzten Gelände möglich war. Ich ertappte mich immer wieder dabei, wie ich automatisch meine Blicke hob, sobald sie in meinen Radar geriet, und glaubte schwören zu können, dass es umgekehrt ebenso war.

Doch sie näherte sich mir nie mehr als zehn Meter und ich war zu stolz, mir noch einmal ihre Unverschämtheiten an den Schädel knallen zu lassen. Katinka hätte wahrscheinlich sogar Kim Jong die Stirn geboten, während der mit seinen Atomwaffen Russisch Roulette spielte.

Doch kurz vor den Sommerferien geschah etwas, das unsere Kampfgespräche mit einer solchen Wucht in den Schatten stellte, dass sie mir vorkamen, als hätte ich sie mir nur eingebildet. In einer einzigen Nacht, einem einzigen Augenblick, geriet mein Dasein vollkommen aus den Fugen.

Wäre dieser Moment nicht gewesen, hätte ich vielleicht bis in alle Ewigkeit so weitergemacht wie bisher. Mit ihm begann sich mein Leben nach und nach umzuwälzen, anfangs kaum spürbar, doch dann überrollte es mich samt meinem blödsinnigen Weltbild wie ein Tsunami, sodass von meiner ursprünglichen Selbstverliebtheit kurzzeitig nichts mehr übrig blieb.

In jener lauen Sommernacht war in der Stadt auf dem Festplatz Jahrmarkt. Ich liebe dieses altmodische Wort. Jahrmarkt. Und ich liebe, was an diesem Abend geschah, ja, ich liebe es immer noch.

Für die Teenies war dieses jährliche Event oft die erste Chance, mit Freunden auszugehen und länger aufzubleiben als sonst, und für uns Älteren eine gute Gelegenheit, Leute zu treffen, zu flirten und ein Stück viel zu fettige Pizza zu essen, um später, wenn es auf Mitternacht zugging, mit den richtigen Kneipentouren zu beginnen oder in einen Club zu fahren.

Wie jedes Jahr hatten wir uns am Autoscooter verabredet – dort, wo jene Songs liefen, die man sich allenfalls heimlich erlaubte, obwohl sie niemanden unberührt ließen in dieser samtigen, warmen Sommernacht. Wir wollten noch das Feuerwerk abwarten, bevor wir weiterzogen, und das sinnlose Herumlungern und Sprüche-klopfen fühlte sich auf angenehme Weise leer und belanglos an, man konnte nicht satt davon werden. Wir kamen uns überlegen vor, obwohl wir den gleichen Rausch erlebten wie die anderen Gestal-

ten, die hier ihre Zeit totschlügen und sich dabei blind im Kreis drehten.

Als »What is love« von Haddaway erklang, einer jener Heimlich-Songs, zu dem niemand offiziell stehen wollte, spürte ich plötzlich, dass sich etwas um mich herum veränderte, als würde die Luft sich schlagartig um einige Grade erwärmen und die Gerüche nach Zuckerwatte, gebrannten Mandeln und Sommer intensiver werden.

Mit den Händen in den Hosentaschen drehte ich mich einen Schritt zur Seite – und diese kleine Bewegung genügte, um mich in eine andere Welt zu katapultieren, als hätte ich ein geheimes, unsichtbares Tor durchschritten.

Katinka hatte mich noch nicht bemerkt. Sie stand inmitten eines kleinen Trupps gleichaltriger Mädchen, die miteinander herumalberten, und klaubte einer Freundin gerade mit den Zähnen das Ende einer rotweißgestreiften Gummischlange aus den Fingern. Lachend begann sie sie zu kauen; ein Grübchen im Kinn und sprühend vor Lebensfreude. Bunte Funken schienen ihre Gestalt zu umtanzen, sie war ihr eigenes Feuerwerk geworden. Ihr Gesicht hatte sie in meine Richtung gewandt, ohne mich dabei wahrzunehmen – ein paar Sekunden lang nur, aber diese Sekunden gehörten mir.

Ich sah Katinka an, als wolle ich sie mit meinen Augen umarmen, schützend, kraftvoll und warm, und als sie endlich ihren Kopf hob und mit erstauntem Blick mein Schauen erwiderte, waren wir mit einem Mal völlig alleine auf der Welt. Ich vergaß meine Freunde, ich vergaß den Trubel um uns herum, den Grund, warum wir hier waren, alles. Da waren nur noch die Musik, Katinka und ich.

Es war kein Flirt. Es war viel mehr. Während ich sie anschaute und ihr noch so kindliches Gesicht erforschte und sie wie hypnotisiert kein einziges Mal zu blinzeln wagte, begriff ich, dass ich für sie da sein musste – obwohl ich noch keinen blassen Schimmer hatte, als was und wozu.

Aber ich musste für sie da sein.

Mag sein, dass das kitschig klingt – und das war es auch, aber auf eine gute Art, obwohl mir genau dieses Gefühl im Nachhinein derart fremd war, dass ich stundenlang unter Strom stand und mir gegen Morgen diesen bescheuerten Song runterlud und in Dauerschleife hörte, bis der Nachbar gegen die Wand hämmerte und mir mit der Polizei drohte.

Ich sah Katinka noch vor mir, als ich einschlief, ohne zu verstehen, was in diesem Augenblick eigentlich zwischen uns geschehen

war. Der Moment war ja auch schnell wieder vorüber gewesen, es konnte sich nur um wenige Atemzüge gehandelt haben, ohne dass ich mich an einen einzigen davon erinnern kann.

Aber unser intensiver Blickkontakt war auch bei meinen Freunden nicht unbemerkt geblieben. Ich hatte ein paar belustigte Kommentare geerntet und irgendeinen doofen Lolita-Witz, den ich sofort wieder verdrängte. Wir waren weiter gelaufen, als sei nichts gewesen, und ich hatte Katinka ohne einen Gruß bei ihren Freunden zurückgelassen. Das Feuerwerk hatte ich wie in Trance erlebt, und auch an den Rest des Abends kann ich mich kaum erinnern. Ich weiß nur noch, wie ich in aller Herrgottsfrühe angetrunken am Computer saß und versuchte, mich über die Musik zurückzubea-men.

Manchmal gelingt mir das heute noch.

Am letzten Schultag vor den Ferien, zwei Tage später, begegneten Katinka und ich uns im Treppenhaus. Wir hatten keine Chance, einander auszuweichen oder so zu tun, als sähen wir uns nicht. Zum ersten Mal grüßten wir uns, knapp und emotionslos. Doch ihr Blick war tief und prüfend, und ich glaube, meiner auch. Etwas hatte sich verändert, sie musste das ebenfalls gespürt haben.

Aber wir waren unfähig, darüber zu sprechen.

Bis heute haben wir es nicht getan. Ich weiß nicht, was sie darüber denkt, wie sie selbst diesen Moment empfunden hat.

Doch würde ich wieder auf diesem beschissenen Abitreffen sitzen und einer der anderen würde mich fragen, für welchen Augenblick es sich gelohnt hat, sechs Jahre lang auf der Stelle zu treten, würde ich sagen: Für diesen.

Für diesen und für tausend andere.



Alone

Bis zum letzten Abend des dreiwöchigen Trainingslagers gab es keinen einzigen Moment, in dem Katinka – oder Tinka, wie sie von den anderen Jugendlichen genannt wurde – und ich miteinander alleine waren.

Jeder Tag war straff durchorganisiert und ich hatte weitaus weniger mit den Teilnehmern zu tun, als ich anfangs gedacht hatte. Im Gegenzug bekam ich zahlreiche Möglichkeiten, Katinka zu beobachten und bildete mir anfangs ein, sie dadurch besser kennenlernen zu können. Doch niemals entstand daraus irgendeine Form von echtem Kontakt oder gar Nähe. Ich hatte mich umsonst vor nicht enden wollenden Wortgefechten gefürchtet – und fast war ich ein wenig enttäuscht.

Als Sportlerin funktionierte Katinka mustergültig und verhielt sich lange nicht so rebellisch wie in der Schule. Manchmal stach sie sogar kaum aus den anderen Leichtathleten heraus. Sie erschien jeden Morgen pünktlich zum Frühsport, wenn auch wie vorgewarnt mit miesepetrigter Miene, widersprach kein einziges Mal meinen Anweisungen, powerte sich danach stundenlang bei ihrem Individualtraining aus und war abends viel zu müde, um sich mit jemandem anzulegen; schon gar nicht mit mir.

Es überraschte mich, wie verbissen sie sich dem Training widmete. Nie schien ihr das, was sie dabei erreichte, genug zu sein. Eines windigen und regnerischen Nachmittags sah ich von meinem Zimmerfenster aus zu, wie ihr Trainer eine ausgefeilte Starttechnik für den Langstreckenlauf mit ihr einübte, unter den immer gleichen, ermüdenden Wiederholungen, und sie keinerlei Anzeichen von Erschöpfung oder gar Widerwillen zeigte. Je härter das Training ausfiel, desto zufriedener saß sie beim Abendessen an ihrem Platz,



schräg gegenüber des Betreuertischs, sodass ich sie immer im Blick hatte.

Doch kein einziges Mal begegneten sich unsere Augen.

Ihre Gleichgültigkeit mir gegenüber begann mich zu fuchsen. Langsam begriff ich, dass ich mir mit meiner Ankündigung, wir würden in den Sommerferien viel miteinander zu tun haben, zu sicher gewesen war.

Das hier war zudem nicht zu vergleichen mit vergnüglichen Landschulheimaufenthalten, wie ich sie vom Gymnasium kannte. Es erinnerte vielmehr an ein Boot Camp für zukünftige Soldaten. Die Leistung stand im Vordergrund, nicht die Freude.

Deshalb nutzte ich meine freie Zeit bald dazu, mich einer Clique von Surfern anzuschließen, und begann dabei einen lockeren Flirt mit einem britischen Mädchen, das etwas jünger als ich war, aber im Vergleich zu Katinka eine erwachsene Frau. Ich musste mir keine Mühe geben, ihre Aufmerksamkeit zu erlangen, und sie machte es mir in jeder Hinsicht leicht.

Es gab nicht einen Grund für mich, mich zu beklagen. Das Wetter mauserte sich, ich hatte eine hübsche Frau im Arm, die mir fast permanent signalisierte, dass sie zu mehr bereit war, die Jungs waren in Ordnung und ich bekam eine kostenlose Gelegenheit, mich im Surfen zu verbessern.

Aber nachts, wenn ich in meinem schmalen, harten Bett lag, fühlte ich mich oft, als habe ich zu viel fettes Essen auf einmal hinuntergeschlungen, ohne dass es mich sättigen konnte. Ich hatte Appetit auf etwas anderes – etwas, das mich nährte, anstatt mich schwer und träge werden zu lassen, aber ich wusste nicht, was es war.

Von Tag zu Tag wurde ich hungriger und gleichzeitig unbeweglicher. Ich vermisste Levy und die Nähe, die ich zu ihm pflegte, und es frustrierte mich, immer wieder mit Katinka in einem Raum zu sein, ohne mit ihr sprechen zu können. Sie gab mir nicht die geringste Gelegenheit dazu. Wenn sie sich daneben benommen hätte, hätte ich sie wenigstens zurechtweisen können, doch diesen Gefallen tat sie mir nicht. Manchmal hatte ich sogar das Gefühl, als würde es ihr Spaß bereiten, mich auf Abstand zu halten.

Dann wieder beobachtete ich sie bei ihrem Training und spürte genau, wie sie es liebte, und dass es in diesen Wochen den wichtigsten Stellenwert in ihrem Leben einnahm. Kein Mensch konnte sich damit messen. Sie war nicht nur ehrgeizig, sondern schien beim Laufen aufzublühen, größer und stärker zu werden. Bald fiel mir

auf, dass ihre Bewegungen sich von denen der anderen Läufer unterschieden. Sie trabte wie ein Panther; weich, geschmeidig und schwerelos. Und fast immer lächelte sie dabei.

Als das Ende des Trainingslagers sich näherte, gab ich innerlich auf. Ich traf mich kaum noch mit den Surfern, konzentrierte mich auf meine zu erledigenden Aufgaben und versuchte mich auf den Urlaub in Cap Ferret zu freuen. Es war doch alles glatt gelaufen. In wenigen Tagen würde mir mein Geld ausgehändigt werden und ich konnte zurück nach Hause fahren, um ein paar entspannte Nachmittage mit Levy zu verbringen, bevor ich weiterreisen würde.

Die Erinnerung an Katinkas und meinen Augenblick auf dem Jahrmarkt verblasste nicht, aber er schien nicht mehr zu dem zu passen, was ich in diesen Wochen erlebte. Katinka wirkte frei und unabhängig, fast so, als bräuchte sie niemanden. Es war schön, sie derart unbeschwert zu erleben, aber es hatte nichts mit der Botschaft zu tun, die ich in unserem Blickwechsel empfangen zu haben glaubte.

Vielleicht hatte sie doch nur Spielchen gespielt und uns verband in Wahrheit nichts. Als ich begriff, welche Gedanken ich mir wegen einer Vierzehnjährigen machte, die keinerlei Interesse an mir zeigte, wurde ich wütend auf mich selbst. Es war schlichtweg lächerlich.

Am letzten Abend verspürte ich tiefe Erleichterung, meinen Job endlich erledigt zu haben und bald in mein Auto steigen und heimfahren zu können. Die Luft war für die Nordsee ungewöhnlich mild und der Wind warm, so dass ich bei Sonnenuntergang über das schier grenzenlose Watt zur Brandung lief und mit geschlossenen Augen und dem letzten Licht des Tages auf meinem Gesicht in den Wellen stehen blieb.

Es dauerte eine Weile, bis ich merkte, dass ich nicht mehr alleine war. Katinka war zu mir gekommen und blickte auf die klare, dunkelblaue Linie des Horizonts, ihre Arme wie so oft unter der Brust verschränkt, die Haltung aufrecht und stolz. Sie trug ein dünnes, knielanges Jersey-Trägerkleid, blau-weiß gestreift, ich sehe sie noch heute vor mir. Ihre offenen Haare, die sie beim Training stets streng zu einem Zopf geflochten hatte, wurden vom sanften Wind durcheinander gewirbelt und auch ihr Kleid bewegte sich im Takt seiner Böen.

Ich wollte irgendetwas Provozierendes zu ihr sagen, bevor sie es tat, aber mir fiel nichts ein, und so schaute ich sie nur lange an, bis sie ihren Kopf zu mir wendete und meinen Blick erwiderte.

Sie sah anders aus als sonst. Ich weiß nicht, ob es am Training lag oder an den drei Wochen fernab der Schule, aber an diesem Abend wirkte sie auf mich erwachsener – und weiblicher. Einen unwirklichen Moment lang war ich mir nicht einmal sicher, ob das Mädchen neben mir überhaupt Katinka war.

»Und, hast du jetzt die passende Atlantikbräune?« Oh doch, es war Katinka. Aber mir war plötzlich nicht mehr nach Sticheleien zumute. Also reagierte ich nicht – zum allerersten Mal ließ ich sie auflaufen.

»Das war ein verstecktes Kompliment, du Idiot«, murkte sie nach einem minutenlangen Schweigen, das selbst mir an den Nerven zerrte, obwohl ich es ausgelöst hatte. »Ich glaub, ich hab gewonnen.«

Sie hielt ihren Unterarm in die Luft, um ihn mit meinem zu vergleichen, doch sie hatte sich geirrt. Meine Haut war dunkler. Bevor unsere Arme sich berühren konnten, zog sie sich zurück und lief ein paar leichtfüßige Schritte in die Brandung hinein, sodass der Saum ihres Kleides nass wurde. Keck drehte sie sich zu mir um und schaufelte mir mit beiden Händen Wasser entgegen.

»Warum?«

»Warum was?«, gab sie zurück, als wisse sie nicht, was ich meinte.

»Warum tust so den ganzen Urlaub so, als würdest du mich nicht kennen, und kommst am letzten Abend angekrochen, hm?« Ich klang strenger, als ich beabsichtigte, und ihr Lächeln wich so schnell aus ihrem Gesicht, dass ich meine harten Worte sofort bereute. Zornig bohrten sich ihre Augen in meine, als sie durch das Wellenrauschen auf mich zu stapfte und direkt vor mir stehen blieb.

»Weil es so ist, Elijah. Ich kenne dich nicht. Und für mich war es kein Urlaub, sondern ein Trainingslager, und ich hab keinen Bock, wegen dir eine schlechtere Leistung hinzulegen, weil ...« Kopfschüttelnd brach sie ab, als habe sie zu viel gesagt.

»Weil?«

»Weil ... weil ich mit einem Betreuer spreche, der ... mit dem ich eigentlich nicht sprechen soll.« Es war eine lahme Ausrede. Sie hatte etwas anderes gedacht, ich wusste es genau, und mein Jagdinstinkt war geweckt.

»Ich habe mit allen gesprochen. Jungen und Mädchen. Das war schließlich nicht verboten. Jeder kam irgendwann mal zu mir und hat mit mir geredet. Nur du nicht. Warum?«

»Ich bin dir keine Rechenschaft schuldig.« Wir bekamen langsam ein kleines Problem, die Flut näherte sich, und nun wurde auch

mein Hosensaum nass; außerdem fühlte sich der Schlick immer schlüpfriger an. Meine Zehen fanden kaum mehr Halt. Katinka selbst stand schon fast bis zu den Hüften im Meer. Doch ich wollte keinen Millimeter ausweichen und sie auch nicht.

»Warum tust du es jetzt, Katinka? Am allerletzten Abend?«, bohrte ich weiter, obwohl sie von der nächsten Welle fast umgerissen wurde. Mit einer geschickten Bewegung brachte sie sich wieder ins Gleichgewicht. Doch der dritte Brecher war stärker als sie und nahm sie mit sich. Ich griff nach ihrem Arm, um sie aus den Fluten zu ziehen, aber sie machte sich sofort wieder los und kam erneut zum Stehen, die Haare und das Kleid klatschnass. Ich war froh, dass sie ihren Bikini darunter trug, denn die weißen Streifen begannen durchsichtig zu werden. »Wieso, Katinka?«

»Weil ich mich nicht an etwas gewöhnen will, was ich danach wieder loslassen muss. Deshalb, du mieser, arroganter Macho. Bist du jetzt zufrieden?« Wutschnaubend kämpfte sie sich an mir vorbei und durchpflügte kraftvoll die Wellen, bis sie das rettende Watt erreicht hatte und zurück zum Hostel rannte.

Ich spürte nicht den Hauch eines Triumphs in mir. Der nächste Brecher schleuderte auch mich nach vorne und eine Weile ließ ich das Meer gewinnen, tauchte immer wieder komplett unter und versuchte, in der Kälte der Flut einen klaren Kopf zu bekommen, bis es dunkel wurde, ich fürchtete, die Orientierung zu verlieren, und meine Zähne zu klappern anfangen.

Erst kurz vor der Unterkunft begann mein Verstand wieder zu funktionieren. Das musste aufhören, diese Jagd. Es war nicht richtig, was ich hier tat. Ich wollte, dass Katinka auf mich abfuhr wie andere Mädels, dass ich ihr wichtig war und sie gerne Zeit mit mir verbrachte, und führte mich deshalb auf wie ein – ja, wie hatte sie gesagt? Ein mieser, arroganter Macho.

Verdammt, sie hatte recht. Genau so war es.

Und doch konnte ich nicht damit aufhören. Nach einer heißen Dusche lief ich erneut zum Strand, wo die Surferclique ein Feuer abbrannte und der Geruch nach Gras mir schon von weitem entgegen wehte, feierte und trank mit den Jungs und lockte Gwen gegen Mitternacht zwischen zwei Dünen, wo ich den wahrscheinlich schlechtesten Sex meines Lebens hatte.

Doch selbst das war mir egal.

Am nächsten Morgen schaute ich beim Frühstück kein einziges Mal in Katinkas Richtung. Ich spürte, wie ihre Blicke auf mir lagen,

als wisse sie genau, was ich in der vergangenen Nacht getan hatte, und es zutiefst verachtete.

Erst, als ich in meinem Auto saß und das Meer hinter mir gelsen hatte, fühlte ich mich wieder frei.

Doch es war eine Freiheit, die bitter schmeckte, und Cap Ferret wurde zu einer billigen, unglaublichen Fortführung dessen, was ich am letzten Abend an der Nordsee begonnen hatte.

Ellen hatte sich verliebt, während ich in St. Peter Ording gewesen war, ich hatte keine Chance bei ihr, nicht jetzt, doch es waren genug andere Mädchen da, die ich verführen konnte.

Ich brachte es kein einziges Mal zu Ende.



Moving

Es gibt Menschen, die sich wie Zecken auf dein Leben fallen lassen und sich an dir festsaugen, sodass du das Gefühl bekommst, zu ersticken. Du kannst nicht fliehen, da es ein Seelenbefall ist. Auch wenn du ans andere Ende der Welt fahren würdest, wären sie in Gedanken zugegen. Selbst wenn sie tot sind, leben sie als unerwünschte Gäste weiter.

Und es gibt Menschen, die dein Dasein befallen, indem sie weglaufen – mit einem Blick, der das Gegenteil besagt. Wenn Katinka und ich uns begegneten, spürte ich immer wieder diese leise Verwunderung, die ich als Kind beim Streicheln einer Katze das erste Mal erlebt hatte. Sie hatte geschnurrt, sodass ihr ganzer Leib vibrierte, aber gleichzeitig ihre Krallen ausgefahren und rote, brennende Spuren auf meiner Haut hinterlassen. Ich hatte vor Schmerzen aufgeschrien, war jedoch zu fasziniert von ihr gewesen, um mich aus ihren Fängen lösen zu können.

Manchmal bekam ich große Lust, die ganze Sache bleiben zu lassen und Katinka endgültig abzuschreiben. Aber es war zwecklos, das Ruder herumzureißen. Ich konnte keinen Spaß mehr daran finden, meinen früheren Lebensstil nachzuahmen, und begann mich ernsthaft zu fragen, was eher zu mir passte – der oberflächliche Dandy, als der ich bisher durch mein Dasein stolziert war, oder diese gereizte, fahrige Person wie jetzt, die nicht einmal einen One-Night-Stand anständig zu Ende bringen konnte, sondern sich verpisste, bevor es ernst wurde. Immer öfter zweifelte ich an mir und den Dingen, die ich mir vorgenommen hatte. Verpflichtung bei der Bundeswehr für ganze zwei Jahre? Wollte ich das wirklich? Und BWL, warum eigentlich – nur, um irgendwann ordentlich Kohle scheffeln zu können?



Doch noch konnte ich diese Zukunftsgedanken einigermaßen erfolgreich wegschieben. Erst einmal musste das Abitur gemacht werden, was sich schwieriger zeigte als erwartet. Sobald ich mich auf meine Kursarbeiten vorzubereiten versuchte, konnte ich mich nicht mehr konzentrieren. Meine Wohnung kam mir zu tot und leer vor; selbst dann, wenn ich zur Ablenkung Musik aufdrehte oder so viele Freunde und Bekannte einlud, dass die Nachbarn sich über den Lärm beschwerten.

In meinen Ohren dröhnte bleierne, weiße Stille, die vor allem dann am quälendsten war, wenn ich nachts wach lag und mich ruhelos hin und her wälzte.

Eines Abends kam Salome zu Besuch – ohne Vorankündigung, was sie bislang noch nie getan hatte. Meine Wohnung war nicht aufgeräumt und in der Küche stapelten sich leere Bierkästen von der letzten Party, doch sie verlor kein Wort darüber. Stattdessen fragte sie mich, ob ich mir vorstellen könne, zu meiner Familie zurückzukommen. Sie hätte niemals darauf insistiert, es war lediglich eine Frage; sie ließ mir die Wahl. In der Kanzlei war sie endlich in eine höhere Position aufgestiegen, etwas, was andere Frauen schon früher erreichten, ihr aber wegen meiner Geburt verwehrt geblieben war, und konnte daher nicht mehr so viel zu Hause sein wie zuvor. Levy war nicht einmal vierzehn. Sie hatte Angst, ihn alleine zu lassen.

Ich auch.

Nur wenige Tage später warf ich die Schlüssel meiner ersten eigenen Wohnung bei meinem Vermieter in den Briefkasten und der verlorene Sohn kehrte nach Hause zurück. Ich verbrachte einen ganzen Abend zusammen mit Levy in seinem Zimmer und merkte jetzt erst, wie sehr ich ihn vermisst hatte. Wir hörten bestimmt zwanzig Mal "Sign your name" von Terence Trent d'Arby und redeten dabei über dieses und jenes, Belanglosigkeiten. Ich vergaß häufig, was Levy überhaupt so von sich gab. Eigentlich unterhielt ich mich nur mit ihm, um das Leuchten in seinen Augen zu sehen, wenn er lachte. Es war fast ein bisschen wie früher.

Levy schien meine inneren Veränderungen nicht zu bemerken. Vielleicht konnte ich sie gut überspielen. Insgeheim wartete ich die ganze Zeit darauf, dass er etwas von Katinka erzählen würde.

Aber ihr Name fiel kein einziges Mal.

Ich lag lange wach in dieser Nacht, ohne zu wissen, ob ich einen Schritt vor oder zurückgegangen war. Doch als ich am nächsten

Morgen meinen Bruder am Frühstückstisch sitzen sah, eine Schlafnarbe in der linken Wange und sein Blondschoopf chaotisch verstrubbelt, wusste ich, dass ich die richtige Entscheidung getroffen hatte – und ich zweifelte sie nie wieder an.

Der Herbst kam zu früh und mit dichtem, kaltem Nebel, der die gesamte Stadt einhüllte und tagelang nicht weichen wollte. Er raubte die Farbe aus allem, was lebte; nur Levys Augen konnte er nichts anhaben. Er trug damals einen grellpinken Schal zu seiner verwaschenen Jeansjacke, ein mutiges Statement für einen Dreizehnjährigen, und kam mir vor wie eine Leuchtboje in einer finsternen, apokalyptischen Zeit. Nie zuvor hatte das Wetter Einfluss auf meine Stimmung ausüben können, doch nun zog das Dauergrau mich abwärts, und ich hatte das lähmende Gefühl, den kurzen, heißen Sommer nicht ausreichend genutzt zu haben. Er war viel zu schnell an mir vorüber gerauscht.

Im Unterricht baute ich mehr und mehr ab. Immer öfter ertappte ich mich dabei, wie ich aus dem Fenster sah, anstatt aufzupassen, oder mit offenen Augen vor mich hin döste, die Gedanken im fernen Nirgendwo. Hin und wieder schwänzte ich den Unterricht – keine wichtigen Stunden, nur Nebenfächer – und blieb im MSS-Raum sitzen, um Kaffee zu trinken oder mir die Kopfhörer in die Ohren zu drücken. Ich war dabei selten alleine. Für meine Freunde und Kurskameradinnen schien ich anziehend zu sein wie eh und je, und als wären sie meine persönlichen Lakaien, unterhielten sie mich und sorgten dankbar für Zerstreuung.

Doch eines Morgens widerte mich selbst das an und ich stand ohne eine Erklärung auf, um nach draußen in den leeren Schulhof zu gehen, wo klackend Kastanien auf den feuchten, von welchen Blättern bedeckten Boden fielen. Ich wollte mich schon dem Tor zuwenden, um zum nächsten Supermarkt zu laufen und mir einen Snack für die Mittagspause zu kaufen, als mir ein schmaler, dunkler Schatten im Eingangsbereich der alten Turnhalle auffiel.

Erst beim zweiten Blick erkannte ich, wer da saß, zusammengeskauert und die Arme fest um ihre aufgestellten Knie geschlungen: Katinka. Sie war genau jene Ablenkung, die ich von meinem Leben brauchte, und ich befand mich in der richtigen Stimmung, um es mit ihr aufzunehmen. Doch meine Spielernatur zog sich demütig zurück, als ich vor ihr stand und bemerkte, wie blass und elend sie aussah.

»Hey, Kleine ...«

»Nenn mich noch einmal so und du bist tot.« Sie klang, als habe sie geweint. Hatte ich ein Drama verpasst, während ich mich drinnen hatte bespaßen lassen? »Hi, Elijah«, setzte sie etwas weniger abwehrend hinterher.

»Was – was hast du denn da?« Im ersten Moment hatte ich noch geglaubt, mich geirrt zu haben, doch was ich sah, war kein Schatten. Neben ihrem rechten Auge prangte eine blau schimmernde Beule. »Hast du dich verletzt?«

»Nicht schlimm.« Rasch schob sie ihre Kapuze in die Stirn, sodass sie den Bluterguss verdeckte. »Hab eine Kastanie abgekriegt. Arschgesichter.«

Wen genau sie mit »Arschgesichter« meinte, verriet sie nicht, aber das allgemeine Kastanienschmeißen brachte die Hofaufsicht jeden Herbst an den Rande der Verzweiflung. Selbst ich war schon mit ihnen beschossen worden – und hatte einmal einem Mittelstufenschüler die Leviten gelesen, weil er Levy attackiert hatte. Trotzdem wunderte es mich, dass Katinka sich durch so eine Lappalie aus dem Gleichgewicht bringen ließ. Sie war doch ein wehrhaftes Ding.

»Jetzt guck mich nicht so an, Elijah! Es ist nur eine Beule.« Wieso zitterte sie dann am ganzen Körper? Ich ging in die Hocke, um auf einer Höhe mit ihr zu sein.

»Du bist ziemlich bleich.«

»Kann sein«, räumte sie schniefend ein. »Hab heute noch nix gegessen.« Ja, dünner wirkte sie auch, doch am meisten alarmierte mich, wie bereitwillig sie auf meine Fragen antwortete.

»Hast du abgenommen?«

»Keine Ahnung.« Gleichgültig zuckte sie mit den Schultern. »Hab keine Waage zu Hause. Vielleicht bisschen zu viel trainiert die letzte Zeit.«

Ihre Beule ließ mir keine Ruhe. Möglicherweise war der Wurf so fest gewesen, dass sie eine leichte Gehirnerschütterung hatte – und sich deshalb in einer solch miserablen Verfassung befand.

Langsam streckte ich meine Hand aus, um ihre Verletzung genauer zu untersuchen, und sofort wich sie mit dem Hinterkopf bis an die Wand zurück. Ein Tier würde jetzt beißen, warnte mich mein Instinkt, und ich wartete ein paar Sekunden still ab, bevor ich behutsam den Rand ihrer Kapuze ergriff und sie ein Stückchen nach hinten schob. Katinka ließ mich dabei nicht aus den Augen. Die Beule lief an den Rändern schon violett an. Doch sie blutete nicht.

»Das ist nicht das Problem, Elijah. Echt nicht«, flüsterte sie und zuckte zurück, als meine Hand ihre Wange streifte.

»Was ist denn dann das Problem? Und müsstest du nicht im Unterricht sein?«

»Müsste ich, Deputy«, gab sie bissig zurück. »Chemie. Bei diesem Vollpfoften. Ich hasse ihn und er hasst mich – also was soll ich dort?«

»Flensik?«, riet ich.

Sie nickte und verdrehte vielsagend die Augen. Ja, der Flensik war gefürchtet, sogar bei uns Großen, und sein Ego passte in keinen Klassensaal. »Er hat letzte Stunde gesagt, meine Eltern sollten mal meine Gehirnströme messen lassen. Ich sei nicht ganz dicht. Ich will nicht mehr zu dem in den Unterricht. Aber dann ...« Seufzend brach sie ab.

»Was dann?«

»Egal. Spielt eh keine Rolle.« Müde schloss sie ihre Augen und lehnte ihren Hinterkopf gegen den groben, schmutzigen Verputz der Wand. »Daran kann niemand etwas ändern. Du schon gar nicht.«

Ich wusste nicht, wovon sie sprach, aber ihre Gleichgültigkeit beunruhigte mich so sehr, dass ich mich nicht von ihr lösen konnte. Gehirnströme messen, ja, so eine Bemerkung war typisch für den Flensik, und sie sollte sein Gelaber an sich abprallen lassen. Aber es schien sie im Innersten getroffen zu haben.

»Können wir uns mal sehen, Katinka?«

Mit einem unterdrückten Gähnen öffnete sie ihre Augen und wandte ihren Kopf zu mir. »Wir sehen uns doch gerade.«

»Nein, ich meine abseits der Schule. In Ruhe, ohne Publikum und Zeitdruck.«

»Wozu?« Ihr Blick wurde wieder wacher und sie richtete sich ein Stückchen auf, die Hände immer noch um die Knie geschlungen.

»Weiß nicht. Reden. Ja, zum Reden.«

»Reden«, echote sie in kühlem Spott. »Das ist vermutlich deine Spezialdisziplin.« Prüfend ließ sie ihre Augen über mein Gesicht wandern, bevor sie wissend aufflackerten, als habe sie eine Entscheidung gefällt. »Ich hab tagsüber keine Zeit für sowas. Schule, Trainieren, Hausaufgaben.«

»Ja, ich weiß, aber ...«

»Ich war noch nicht fertig, Elijah«, unterbrach sie mich forsch und sah an mir vorbei in den Schulhof. »Du könntest mal abends zu mir kommen.«

»Abends?«, wiederholte ich irritiert. Damit hatte ich nicht gerechnet. »Zu dir nach Hause?«

»Ja.« Der Anflug eines Grinsens huschte über ihr Gesicht. »Aber heimlich. Du musst am Rankgitter hochklettern und an mein Fenster klopfen. An das zur Straße, nicht das zur Garage hin.«

»Verarschst du mich?«

»Finde es heraus«, erwiderte sie unberührt. »Du willst mich doch sehen, oder? Also finde es heraus.« Okay, das musste ein Test sein – ein Test, wie ernst ich es mit ihr und meinem Wunsch, zu reden, meinte. Oder bluffte sie? Ich konnte keinerlei Ironie in ihrem Blick erkennen, auch wirkte er nicht so herausfordernd wie sonst. Trotzdem konnte ich kaum fassen, was sie mir vorgeschlagen hatte. So was gab es doch nur in irgendwelchen amerikanischen Serien und Filmen, aber verdammt, ich mochte diese Vorstellung. Sie hatte einen gewissen Kick, und es gab zu wenig Kicks in meinem Leben. Ich musste an die erste Folge von *Stranger Things* denken, in der Steve heimlich zu Nancy ins Zimmer klettert, auch über das Fenster, er sie in organischer Chemie abhört und schließlich küsst. Und nun schwänzte Katinka Chemie und schlug mir vor, sie auf die gleiche Weise zu besuchen.

»Wie stellst du dir das vor?«

»Na, Freitagabend gehen meine Eltern aus. Meine Brüder schlafen spätestens um zehn. Wenn du klingelst, mache ich nicht auf, denn das würden die Nachbarn sehen und die sind elende Petzen. Das Fenster ist der einzige Weg. Überleg es dir. Du wolltest reden, nicht ich. So, ich geh jetzt zum Flensik und lass mir weitere Geisteskrankheiten andichten. Vielleicht geht ihm einer dabei ab.«

Abrupt erhob Katinka sich, geriet ins Schwanken und fiel mir beinahe in die Arme. Ich wollte sie schon stabilisieren, als sie mit einer harten Bewegung nach der Wand griff und es selbst tat. Einen Moment lang waren sich unsere Gesichter so nah, dass ich Salzkristalle in ihren dunklen Wimpern glitzern sah. Sie hatte tatsächlich geweint. Ich konnte mir immer noch nicht vorstellen, dass sie es wegen einer Kastanienattacke tat und auch nicht wegen dieses Idioten namens Flensik, aber sie hatte zweifellos Kummer.

»Ich hoffe, du kannst klettern.« Feixend zog sie eine Grimasse. »Sonst spießt du dir die Eier auf und die brauchst du ja sicher noch.«

»Ganz bestimmt«, knurrte ich, nachdem sie sich an mir vorbeigedrückt hatte und mit schleppenden Schritten im Schulhaus verschwunden war. Freitag. Das war erst in drei Tagen – drei Tage, in

denen ich in aller Ruhe überlegen konnte, ob ich mich auf diese Weise von ihr testen ließ oder nicht.

Schon an Tag eins glaubte ich, meinen Entschluss gefällt zu haben. Ich würde mich wie üblich mit meinen Jungs verabreden, immerhin war Freitagabend, und in die Stadt gehen. Katinka sollte sich jemand anderen für ihre kindischen Spielereien suchen. Vielleicht gab es unter ihren Klassenkameraden ja ein paar ambitionierte Kletteräffchen.

Umso idiotischer kam ich mir vor, als ich meinen Wagen zwei Tage später punkt 22 Uhr gegenüber des Hauses, in dem sie mit ihrer Familie lebte, auf dem Bürgersteig parkte und mit brennenden Wangen nach oben schaute. Nur gucken, hatte ich mir geschworen. Ich würde lediglich überprüfen, ob es dieses Rankgitter überhaupt gab. Mehr nicht. Aber dazu musste ich aussteigen, denn die Hauswand war von dem Geäst einer hochwachsenden Birke versteckt.

Was nun? Nachschauen oder weiterfahren?

Einen Moment lang sah ich Levy vor mir, wie er mir zunickte und mich anlächelte, als wolle er mich darin bekräftigen, genau das zu tun, was mir derart dämlich vorkam, dass ich mich für mich selbst zu schämen begann.

»Warum, Levy?«, fragte ich flüsternd, als säße er direkt neben mir. Ich bekam keine Antwort, woher auch? Er lungerte zu Hause auf dem Sofa herum und sah fern. Außerdem hatte ich ihm mit keiner Silbe von Katinkas und meinem Gespräch erzählt. Trotzdem war meine Entscheidung gefallen.

Leise fluchend stieg ich aus, ließ das Schloss zuschnappen und sah mich prüfend nach allen Seiten um, bevor ich die Straße überquerte und nach einem weiteren Kontrollblick den niedrigen, gusseisernen Zaun übersprang. Hausfriedensbruch hatte ich also schon begangen, da war der Weg zum Rankgitter nur konsequent. Außerdem war ich zwischen Haus und Birke weniger leicht zu erkennen, als wenn ich tatenlos im Vorgarten herumstand. Ein flaes Gefühl kroch in meinen Bauch, begleitet von dem beklemmenden Gedanken, dass mich jemand von einem der anderen Häuser aus beobachten und die Polizei rufen könnte. Je schneller ich bei Katinka war, desto geringer war das Risiko, entdeckt zu werden. Es sei denn, sie hatte geblufft und ich klopfte an das Fenster ihrer Eltern ...

»Ach, scheiß drauf«, brummte ich wegwerfend, griff nach einer der oberen Sprossen und begann, mich hochzuziehen. Es war einfacher, als ich gedacht hatte, und keine einzige Sekunde lang war ich

in Gefahr, mir wie von Katinka prophezeit die Eier aufzuspießen – und ich wurde den Verdacht nicht los, dass sie dieses Gitter selbst schon etliche Male benutzt hatte, um abzuhaue und unbemerkt wieder zurückzukehren. Ein Sack Flöhe war vermutlich leichter zu hüten als sie.

Um sie nicht unnötig zu erschrecken, klopfte ich erst sacht mit den Fingerknöcheln gegen das Fenster, bis ich Kopf und Schultern folgen ließ. Für einen Sekundenbruchteil war mir, als beobachte ich mich selbst, wie ich am Sims eines fremden Hauses hing und etwas tat, für das ich hinter Gittern landen konnte, wenn es dumm lief. Gleichzeitig fühlte ich mich lebendig wie lange nicht mehr. Mein Blut schien in meinen Adern zu schäumen und mein Kopf fühlte sich hellwach an.

So etwas gab es also doch nicht nur im Film. Es konnte in Wirklichkeit geschehen, auch wenn ich niemandem davon erzählen durfte. Sie würden mich alle für verrückt erklären.

Doch so schnell das Hochgefühl mich durchflutet hatte, so schnell flaute es wieder ab. Ein einziger Blick genügte, um zu erkennen, dass es im Zimmer stockdunkel war, und ich wollte mich schon in der erniedrigenden Gewissheit, auf Katinkas Spielchen hereingefallen zu sein, nach unten gleiten lassen, als das Fenster sich lautlos öffnete und warme Luft mein Gesicht streifte.

»Elijah?« Katinka sprach so leise, dass ich ihre Stimme nur erahnen konnte. »Bist du das etwa?«

»Wer sonst«, gab ich schlecht gelaunt zurück.

»Mach schnell«, forderte sie mich flüsternd auf. »Komm schon rein! Achtung, da steht mein Schreibtisch, halt dich rechts ...« An meinem Ärmel dirigierte sie mich zur Seite. »Warte hier einen Moment. Rühr dich nicht, ja?«

Ich hörte, wie sie sich von mir wegbewegte und den Schlüssel der Zimmertür drehte. Ein Mal, zwei Mal. Erst dann flackerte ein Feuerzeug auf und erhellte schwach ihr Gesicht.

»Oh Gott, du bist wirklich hier ...« Katinka trat einen Schritt zurück und setzte sich auf ihr Bett, als würden ihre Beine sie nicht mehr tragen. Das schlechte Gewissen überfiel mich so heftig, dass ich unterdrückt aufstöhnte. Verflucht, was war nur in mich gefahren? Sie trug bereits ihren Schlafanzug, einen Pyjama aus karierten Flanellhosen und einem Oberteil, auf dem in dicken Lettern »Unschuldslamm« stand. Zu jedem anderen Moment hätte ich darüber lachen können, aber nun traf mich die Erkenntnis wie ein Schlag.

Ich war bei einem unschuldigen Teenager ins Zimmer eingedrungen, spät am Abend. Katinka hatte längst geschlafen und wahrscheinlich waren ihre Eltern gar nicht weg. Sie hatte sich einen pubertären Scherz mit mir erlaubt, der mich in eine hochnotpeinliche Lage gebracht hatte – und trotzdem konnte ich nicht sauer auf sie sein. Wie sie mich aus großen Augen ansah in ihrem Schäfchenschlafanzug, die Haare offen und ihre zierlichen Läuferfüße nackt, rührte mich.

Schweigend versuchte ich, etwas um sie herum zu erkennen, denn noch immer spendete nur ihr Feuerzeug knisternd Licht. Neben ihrem Kopfkissen lag ein zerfledderter Teddy mit zweifelhaftem Fell, dem ein Auge fehlte, und über ihrem Bett hingen Poster von ... Moment. Ungläubig trat ich einen Schritt näher. Kate Bush? Kate Bush und daneben Tori Amos?

»Ich mag ihre Stimmen«, wisperte Katinka, als sie meinen Blick bemerkte. »Sie singen wie Feen. Und in einem Song von Kate Bush hört man Wale rufen ... Hatte ihn vorhin erst laufen.«

Ja, ich kannte diesen Song. Moving hieß er. Er war mir vor einigen Wochen begegnet, als Levy und ich nach einem endlosen Stranger Things-Abend die CDs meiner Eltern geplündert hatten. Seitdem hatten wir uns hoffnungslos in der Musik der 80er Jahre verirrt, Rückkehr vorerst ausgeschlossen.

»Ich hab eher mit etwas anderem gerechnet«, gestand ich ebenso leise, während Katinka das Teelicht auf ihrem Nachttisch anzündete. »Härteren Sachen.« So wie das Rapgeschrei, das aus ihren Kopfhörern dröhnte, als sie mir im Frühjahr ihren Ellenbogen gegen die Brust geschlagen hatte.

»Ja, das höre ich, wenn ich wütend bin oder Kraft brauche. Aber ich will mir keine Eminem-Poster an die Wand hängen. Dazu ist er nicht schön genug. – Elijah, kannst du vom Fenster weggehen? Ich hab jetzt die Kerze an und vielleicht sieht man deinen Schatten ...«

»Kein Problem.« Mein Herz schlug immer noch wie ein Presslufthammer, als ich mich im Schneidersitz auf den Boden niederließ, doch Katinka schüttelte abwehrend den Kopf.

»Komm besser ans Fußende, dann bist du schneller fluchtbereit.«

»Sie sind gar nicht weg, oder?« Langsam wurde das Flüstern anstrengend und ich hätte gerne Licht angeschaltet und mich umgesehen. Ich hatte das Gefühl, mich in einer finsternen Höhle zu befinden, die tödlichen Säbelzahn tiger nur wenige Meter entfernt und jederzeit zum Angriff bereit. »Deine Eltern?«

»Doch, sind sie, aber meine Brüder waren bis eben noch wach und ... Mann, ich dachte nicht, dass du kommst! Und jetzt ... jetzt ... Ich weiß nicht, was ich tun soll!«

»Wie wäre es, wenn ich einfach wieder verschwinde?«, schlug ich sachlich vor, was flüsternd nicht sehr gut gelang. Alles hört sich verschwörerisch an, wenn man flüstert. Jeder einzelne Satz wird zu einem Geheimnis.

»Nein! Nein, bitte nicht wieder verschwinden.« Als bereue sie ihre klaren Worte, zog sich Katinka die Decke bis zur Nase hoch und sah mich lauernd an. »Ich hatte noch nie einen Jungen hier, weißt du.«

Und ich war nicht einmal ein Junge. Nicht mehr. Wieder packte mich das schlechte Gewissen. Wenn uns jemand entdeckte, würde sie richtig Ärger bekommen und ich erst recht. Es gab keine guten Argumente für diese Situation. Deshalb musste es jetzt laufen wie in Stranger Things, wir wurden nicht erwischt, alles ging glimpflich aus. Basta. Und danach würde ich so etwas nie wieder tun.

»Fällt es deinen Brüdern auf, wenn du Musik hörst?«

»Nein, glaube nicht. – Sollen wir das tun? Musik hören?«

Ich nickte nur, denn mein Hals tat mir bereits weh – nicht nur vom ständigen Flüstern. Es befand sich ein dicker Kloß darin, ich konnte kaum noch schlucken, und er wurde nicht kleiner, als Katinka den CD-Spieler auf ihrem Nachttisch anschaltete und die helle, zarte und doch so durchdringende Stimme von Kate Bush durch das dunkle Zimmer zu wandern begann.

Wir redeten nichts mehr. Katinka hatte sich wieder bis zum Hals in ihrer Decke vergraben und versuchte mich nicht aus den Augen zu lassen, doch schon nach wenigen Songs wurden ihre Lider schwer und fielen immer wieder zu. Eine Weile kämpfte sie erbittert gegen ihre Müdigkeit an, dann verließen sie ihre Kräfte und ihr Kopf sackte schwer auf den einäugigen Teddybären.

Stumm und reglos blieb ich am Fußende sitzen, bis der letzte Song verklungen war und ich Katinkas Atemzüge hören konnte, tief und gleichmäßig. Das gibt es nicht, sagte ich mir im Stillen, ich sitze nachts auf ihrem Bett, während sie schläft, und keiner weiß davon. Ich wurde seltsam wehmütig bei diesem Gedanken, denn mein Entschluss stand noch immer felsenfest.

Es würde keine Wiederholung geben. Niemals.

Ohne einen Laut zu verursachen, bewegte ich mich an das Kopfende des Bettes und zog vorsichtig den Teddy unter ihrer Wange

hervor, damit sie am nächsten Morgen nicht mit Nackenschmerzen aufwachen würde.

»Ich hau jetzt ab, Katinka«, flüsterte ich, so leise ich konnte, und pustete das Teelicht auf dem Nachttisch aus. »Versprich mir, dass du niemandem hiervon erzählst, ja? Niemandem, auch nicht deiner besten Freundin.« Hatte sie so etwas überhaupt? Eine beste Freundin? »Wir können deshalb wirklich Ärger bekommen ... Okay, kleine Hexe?«

Sie zuckte leicht zusammen und murmelte etwas im Schlaf, das ich nicht verstand. Doch es klang traurig.

Auf dem Nachhauseweg hielt ich an der nächsten Tankstelle und kaufte mir eine Schachtel Zigaretten und eine Dose Bier; ich brauchte jetzt beides. Die erste Kippe rauchte ich noch beim Fahren, meine Nerven lagen blank, doch gleichzeitig durchströmte eine Euphorie meinen Körper, wie ich sie lange nicht mehr gespürt hatte und die mich angenehm high werden ließ.

Das ist erst der Anfang, dachte ich, als ich Minuten später mitten auf einem Feldweg an meinem Auto lehnte, in den dunstigen Himmel schaute und in tiefen Zügen die zweite Zigarette rauchte.

Ja, es ist erst der Anfang.

Ich hatte mich selten in meinem Leben so geirrt.



Solang man Träume noch leben kann

Nach meinem Besuch bei Katinka fiel mir der Unterricht schwerer als sonst und ich wurde das Gefühl nicht los, dass sich etwas Fundamentales in meinem Leben verändert hatte, ohne dass ich es greifen konnte – zumal ich Katinka in den Pausen nicht mehr begegnete.

Als ich nach einem zähen Nachmittagsblock Bio-Leistungskurs, den ich käsekästchenspielend hinter mich gebracht hatte, die Haustür aufschloss, dröhnte mir schon von weitem »Sign your name« entgegen. Viele Menschen hören laut Musik, wenn sie fröhlich sind. Bei Levy jedoch ist es genau umgekehrt.

Alarmiert warf ich Jacke und Tasche in die Ecke und lief ohne Umwege hoch zu seinem Zimmer. Zu meiner Bestürzung fand ich ihn nicht nur traurig, sondern auch wütend vor. Ich hatte ihn nie zuvor in einer solchen Verfassung erlebt – ach, ich hatte nicht einmal gewusst, dass Levy überhaupt wütend werden konnte. Kalkweiß im Gesicht und mit geballten Fäusten saß er auf seinem Bett, sein schmaler Körper bebend vor Zorn.

»Ich warte schon die ganze Zeit auf dich ...«, stieß er gepresst hervor. Ohne ein Wort drehte ich die Musik leiser, setzte mich neben ihn und zog ihn an mich. Noch nie hatte er seine Emotionen an mir ausgelassen – und so war es auch dieses Mal. Stumm schmiegte er die Stirn gegen meinen Hals, bis er etwas ruhiger atmete und in der Lage war, zu sprechen.

»Sie ist weg. Einfach weg!«, begann er stockend. »Macht erst ein Riesen-theater, von wegen nicht vergessen und viel bedeuten und schöne Augen und dann – weg. Vielleicht sogar für immer. Ich verstehe das nicht!« Ich überlegte, ob Levy mir in den vergangenen Tagen von einem Mädchen erzählt hatte, in das er verschossen war –



aber so weit ich mich erinnerte, gab es keine neue Flamme. Oder hatte ich ihm wieder nicht richtig zugehört?

»Warum weg? Ich meine, wohin weg?«, fragte ich, um mir keine Blöße zu geben.

»Na, zu Robin! Nach Hannover. Ich wusste nichts. Nichts, Elijah!« Levy hieb seine Faust in die Matratze, stieß mich aber nicht von sich. »Ihre Freundinnen kamen heute in der Pause zu mir und sagten, weißt du es schon, die Tinka ist jetzt ...«

»Wer?«, rief ich laut und sprang auf, womit ich Levy erschreckte, denn derlei Ausbrüche meinerseits gab es selten.

»Katinka!«, brüllte er aufgepeitscht zurück. »Wer denn sonst?«

»Unsere Katinka?«

»Ja, unsere ...«

Ich kapierte überhaupt nichts. Robin, Hannover, das sagte mir alles nichts, nie gehört. Es musste sich um einen Irrtum handeln, eine simple Verwechslung. Jugendliche in ihrem Alter konnten nicht einfach den Wohnort wechseln und zu einem anderen Jungen in eine andere Stadt ziehen – und wer zum Teufel war dieser Robin überhaupt!? Wieso hatte sie mir nie von ihm erzählt?

Plötzlich kochte Eifersucht in mir hoch und am liebsten hätte ich ebenfalls meine Faust in die Matratze gehauen. Aber das brachte uns nicht weiter und einer von uns musste ruhig bleiben.

Also marschierte ich in unsere kleine Teeküche am Ende des Flurs, bereitete einen Cappuccino für mich und eine heiße Schokolade für Levy zu und ärgerte mich bei jedem Handgriff darüber, dass meine Finger vor Anspannung zitterten. Wir mussten uns dringend abkühlen, Levy und ich, dann würde sich alles aufklären. Wie das mit heißen Getränken funktionieren sollte, wusste ich zwar nicht, und als wieder bei ihm saß, zog ich erst einmal meinen Pulli aus, so warm war mir geworden.

Aber die bittere Süße des Kaffees wirkte tatsächlich beruhigend auf mich. Auch Levys Zorn begann sich zu mäßigen, nachdem er ein paar Schlucke getrunken hatte, seine Füße wie so oft auf meine geschoben, wenn er kalte Zehen bekam, weil er wieder mal vergessen hatte, wo seine Hausschuhe lagen.

»Also, noch einmal ganz von vorne«, versuchte ich, die Sache systematisch anzugehen. »Warum ist Katinka weggegangen – und bist du dir überhaupt sicher, dass es stimmt?«

»Ja. Die haben mich nicht verarscht. Aber warum sie weggegangen ist? Keine Ahnung. Das wussten sie nicht.« Levy zuckte ratlos

mit den Schultern, hatte aber wieder Farbe ins Gesicht bekommen.
»Da stimmt doch was nicht, ehrlich. Man kann doch nicht einfach so von zu Hause weggehen und dann noch so weit ...«

Ich brauchte drei weitere Schlucke, um ruhig weiterfragen zu können. Katinka war also wirklich weg?

»Wer ist dieser Robin?«

»Ihr Cousin – und ihr bester Freund. Ist so alt wie ich. Sie schreiben sich ziemlich oft, richtige Briefe. Die schicken sie dann mit der Post.«

Wie romantisch, dachte ich säuerlich und verspürte erneut einen leisen Eifersuchtsstich. Ob sie sich ihm gegenüber auch so vehement verschloss, diesem dreizehnjährigen Robin? Jungs in diesem Alter waren noch Kinder. Was konnte er ihr schon geben?

»Hast du sie mal angerufen, übers Handy?«

»Sie hat doch gar kein Handy.« Levy blickte mich erstaunt an.
»Weißt du das nicht?«

»Doch, ja, stimmt«, erwiderte ich knurrig. In Sankt Peter Ording war mir aufgefallen, dass Katinka in den Pausen als einzige nicht auf ein Smartphone gestarrt hatte. Gelangweilt hatte sie deshalb nie gewirkt, obwohl ich es merkwürdig fand, dass sie von ihren Eltern ohne Handy an die Nordsee verschickt worden war und nun ebenfalls ohne Handy in einer anderen Stadt lebte. Sie kam mir unerreichbar vor. Gedankenverloren rührte ich in meinem kalt werdenden Cappuccino und versuchte die unzähligen Fragen, die durch mein Hirn ratterten, zu sortieren. Hatte Katinka denn schon gewusst, dass sie weggehen würde, als sie mir vorschlug, sie abends zu besuchen? Hätte sie es auch dann getan, wenn sie hiergeblieben wäre? Und was nur hatte sie dazu gebracht, die Stadt zu verlassen?

»Ich dachte, wir würden ihr etwas bedeuten«, murmelte Levy in die Stille hinein. »Dass wir ihr wichtig sind.«

»Du bedeutest ihr sicher viel«, beteuerte ich mechanisch. Mich selbst hatte ich aus dieser Gleichung schon beim ersten Schluck Kaffee herausgenommen. »Ich kapiere es nur einfach nicht. Gibt es in Hannover bessere Trainingsmöglichkeiten für sie?«

»Keine Ahnung. – Was ist, wenn sie nicht wiederkommt?« Ich wunderte mich, dass Levy das fragte, denn ich hatte nicht den Eindruck gehabt, dass er in den vergangenen Wochen sonderlich viel Zeit mit ihr verbracht hatte. War nicht ich zu ihrem Hauptkontakt geworden – oder hatte ich etwas Wichtiges übersehen? Ich wusste immer noch nichts über sie, stellte ich frustriert fest. Gar nichts. Ich

hatte nachts auf ihrem Bett gesessen, bis sie eingeschlafen war, ja, aber ich hatte nicht die leiseste Idee, wieso sie von Jetzt auf Nachher zu ihrem Cousin gezogen war. »Elijah?«, holte Levys Stimme mich aus meinen Gedanken. »Was machen wir, wenn sie nicht zurück kommt?«

»Wir leben ganz normal weiter, was denn sonst?« Ich wusste nicht, was ich anderes antworten sollte. Vielleicht war es ja sogar gut so. Wenn ich sie nicht mehr sah, würde sie nach und nach in den Hintergrund rücken – und irgendwann würde ich über unsere Begegnung lachen und erst recht darüber, wie sehr ich mich von ihr hatte beeinflussen lassen. »Ist doch alles gut, Levy. Ich bin da. Du bist da.« Ich strich meinem Bruder liebevoll durch sein blondes Wuschelhaar und wie im Reflex lehnte er sich gegen meine Schulter, müde von seiner Wut und der heißen Schokolade.

Ich hingegen war so angespannt, dass es wehtat. Nachdem Levy beschlossen hatte, sich unter seine Decke zu kuscheln und zu lesen, setzte ich mich an meinen Computer und googelte »Robin« und »Hannover«, um ihn zu finden – ein sinnloses Unterfangen, das ich rasch wieder aufgab. Stattdessen suchte ich nach »Katinka Aslan«, was mir zahlreiche Fotos bescherte, auf denen sie mit einem zufriedenen Lächeln im Gesicht Ziellinien überquerte, mir aber nichts Neues boten außer einem fiesem Ziehen im Bauch.

Gerade wollte ich entnervt den PC herunterfahren, als mein Skype-Zugang sich meldete. Jemand wollte in Kontakt mit mir treten und mich anskeypen, ein Rob Carlsen. Rob? War das etwa Robin?

Ich nahm den Kontakt an – und auch den direkt danach eingehenden Videoanruf. Es dauerte ein paar Sekunden, bis das Bild sich aufbaute und ich einem jungen Kerl mit rotblondem Sidecut und einem breiten, friedlichen Gesicht gegenüber saß, dessen Augen mich sofort bannten. Dunkelblau waren sie, groß und tief wie Kraterseen und so erwachsen, dass ich innerlich erschauerte.

»Es stimmt also wirklich«, tönte seine klare, helle Stimme aus den Lautsprechern – offenbar war er gerade erst seinem Stimmbruch entronnen. Prüfend beugte er sich ein Stückchen vor, als wolle er sich vergewissern, dass er sich in meinem Anblick nicht täuschte.

»Was stimmt wirklich?«

»Na, das da.« Robins Augen glitten aufmerksam über mein Gesicht. »Du siehst aus wie ein Filmstar.«

Langsam dämmerte mir, worum es hier ging. Robin checkte mich ab. Katinka musste ihm von mir erzählt haben und nun wollte er

sich ein Bild von mir machen. Ganz schön dreist. Aber ich war zu neugierig, um ihn aus der Leitung zu werfen.

»Kann ich sie sprechen?«

»Nein, sie schläft und ... Sie weiß gar nicht, dass ich mit dir skype. Ich sollte dir eigentlich eine Mail schreiben. War mir aber zu indirekt.« Wieder wanderten seine Augen über mein Gesicht und meinen Oberkörper. »Sie will nur, dass du weißt, dass sie hier ist. Bei uns.«

»Das weiß ich bereits«, entgegnete ich reserviert. »Hat sich herumgesprachen.«

»Ja, dachte ich mir ...« Nachdenklich fuhr sich Robin über sein Kinn. Mir fiel auf, dass er ein buntes Freundschaftsbändchen ums Handgelenk trug, im gleichen Look wie das von Katinka. »Sie ist übrigens nicht von selbst gegangen. War nicht ihre Idee. Wir haben sie geholt.« Na, das wurde ja immer besser.

»Geholt?«

»Ja, mein Dad und ich. Ihr ging es nicht so gut die letzte Zeit. Sie wiegt kaum noch fünfzig Kilo.«

»Sehe ich euch denn in den Nachrichten, wenn ich den Fernseher anschalte? Wegen Kindesentführung?«

»Nein, wo denkst du hin ...« Robin lachte leise in sich hinein, wirkte aber bedrückt dabei. »Ihre Eltern sind jetzt einverstanden. Meine Schwester und ich gehen auf ein Elite-Gymnasium und Katinka kann dort alle anstehenden Arbeiten schreiben und Förderkurse besuchen... Na ja, das ist dann okay für sie.« Seine Worte klangen, als würden sie etwas verschleiern, was er auf keinen Fall aussprechen wollte – oder aussprechen durfte?

»Warum genau ist Katinka bei euch?«

»Sie hatte einfach viel Stress, weißt du. Schule, Training, Wettkämpfe und so.« Nein, das alleine war es nicht. Hinter Katinkas übereilter Abreise mussten andere Gründe stecken. Außerdem spürte ich genau, dass Robin mir etwas verschwieg.

»Willst du mir nicht langsam sagen, was wirklich los ist? Auch schöne Männer haben manchmal Grips im Hirn.«

»Wow.« Robin verkniff sich ein Grinsen, wurde jedoch sofort wieder ernst. »Würde ich schon wollen, Elijah. Aber ich hab ihr versprochen, es nicht zu tun. Sie ist meine Cousine und beste Freundin, wir halten zusammen.«

»Also weißt du es.« Es war eine Feststellung, keine Frage.

»Ja. Glaube ich jedenfalls.« Seine Augen wichen meinen nicht einen Millimeter aus. Wie konnte ein Junge in diesem Alter nur so

souverän sein? Gleichzeitig fühlte er sich immer vertrauter an, fast, als wäre er jemand, den ich schon lange kannte, aber einige Jahre nicht gesehen hatte. Anfangs fremdelt man ein bisschen, aber nach und nach kehrt alles Alte zurück, als wäre es nie fort gewesen. Es war schwierig, ihn nicht zu mögen.

»Kann ich ihr denn irgendwie helfen?«

Robin schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Sie sagt: nein. Kannst du nicht. Würde nur schlimmer werden, wenn du es versuchst.«

»Kommt sie wieder? Mein Bruder war ziemlich von den Socken.«

»Klar.« Lächelnd begann Robin mit einem Stift zu spielen. »Ist ja nur eine Auszeit bei uns, sie will unbedingt zurück ins Training. Ihre Achillessehne ist entzündet, im Moment muss sie sowieso die Füße still halten.« Auch davon hatte ich nichts gewusst. Wie blind war ich eigentlich gewesen? Ich hatte doch vor wenigen Tagen noch bei ihr im Zimmer gegessen, wieso hatte ich nicht bemerkt, dass sie hinkt? »Weihnachten ist sie wieder zu Hause.« Sein Mund verspannte sich, und sein Lächeln wurde unecht. »Ihre Eltern wollen sie zurückhaben, lieber heute als morgen. Darauf kannst du Gift nehmen.«

Mir rann erneut ein Schauer über den Nacken. *Darauf kannst du Gift nehmen ...* Ich verstand die ganze Sache immer noch nicht, aber irgendetwas an dieser Geschichte war so stockfinster, dass es mich gruselte.

»Ist sie ...« Seufzend brach ich ab. Egal, wie ich die Frage formulierte, sie würde immer gemein klingen. »Hat Katinka psychische Probleme?«

»Haben wir die nicht alle irgendwann, Elijah?«, gab Robin altklug, aber friedlich zurück. Verdammt, das war kein Nein gewesen. Also hatte sie Probleme. Stimmt es etwa, was dieser Idiot von Flensik gesagt hatte – dass man mal ihre Gehirnströme messen sollte? »Ich kann nicht mehr dazu sagen, bitte versteh das. Ihr geht's jetzt besser, sie schläft fast nur, seitdem sie hier ist, aber sie heult nicht mehr, also ...« Ein paar Augenblicke lang schien Robin zu überlegen, ob er mir nicht doch mehr über sie erzählen könne. »Ich blicke bei ihr selbst nicht immer ganz durch, Elijah. Sie gibt nicht viel von sich preis. Ich weiß nur eins – sie erscheint härter, als sie ist. Wer mit ihr spielt, verliert außerdem immer. Nämlich sie.«

Ehe ich etwas erwidern konnte, wurde der Bildschirm schwarz und nur Sekunden später hatte mich Robin aus seiner Kontaktliste gelöscht – ich hatte keine Chance, ihn erneut anzukypen. »Leck mich doch«, fluchte ich und trat aufgebracht gegen ein Schreib-

tischbein. Warum nur durfte ich nicht erfahren, was los war? Ich war schließlich erwachsen und es ärgerte mich, dass ein naseweiser Teenager im Alter meines kleinen Bruders mich für unfähig hielt, mit der Sache umzugehen. Oder war das etwa alleine Katinkas Meinung?

Trotz meines Unmutes sickerten nach und nach die guten Nachrichten unseres Gesprächs durch. Katinka würde zurückkommen, an Weihnachten. Das war schon in anderthalb Monaten, und außerdem hatte sie gar nicht selbst beschlossen, wegzugehen. Es musste Gründe dafür geben, triftige Gründe, und sobald sie wieder hier war, würde sie sie nicht länger vor mir verschweigen können. Das würde ich nicht akzeptieren.

Ich ging noch einmal hinüber zu Levy, um ihm zu berichten, was ich erfahren hatte, doch er war über seinem Buch eingeschlafen. Vorsichtig zog ich den Roman aus seinen Händen – »Wolfsblut« von Jack London – und breitete eine Decke über ihm aus, damit er nicht fror. Schlimmer, viel schlimmer wäre es, wenn Levy weggegangen wäre, dachte ich, und konnte zum ersten Mal seit seiner Hiobsbotschaft wieder tief durchatmen. Wir ließen uns von diesem Mädchen viel zu sehr beeinflussen. Wie ich vorhin schon gesagt hatte – er war hier, ich war hier, alles war gut.

Doch in Wahrheit waren wir längst nicht mehr zu zweit. Wir hatten einen Bund mit einer dritten Seele geschlossen, ohne dass wir uns jemals bewusst dazu entschieden hatten. Es hatte vollkommen außerhalb unserer Macht gelegen. Das weiß ich heute – damals beschlich mich nur eine dunkle, ferne Ahnung, dass ich mir einreden konnte, was ich wollte: Katinka würde ich aus meinem Leben nicht mehr heraus radieren können.

Obwohl ich wieder ruhiger atmen konnte, ließen mich meine Grübeleien nicht los und so beschloss ich, Moritz eine Nachricht zu schicken, um mich abzulenken. Ich musste mich dringend mit einem Menschen in meinem Alter unterhalten und Moritz war seit dem Kindergarten mein bester Freund. Vielleicht konnte ich ihm sogar von Katinka erzählen.

»Sauna? S u, E«, textete ich ihm in meiner typisch knappen Art über WhatsApp und erhielt Sekunden später einen hochgereckten Daumen. Sofort ging ich runter in den Keller, wo Papa vor einigen Jahren einen kleinen Wellnessbereich mit Sauna und Infrarotkabine eingerichtet hatte, den fast nie jemand benutzte, und warf den Ofen an. Eigentlich fand ich es ziemlich sinnlos, zusammen nackt in einem viel zu engen Raum zu hocken und vor sich hin zu schwitzen,

aber so fiel wenigstens die Röte in meinem Gesicht nicht auf, als ich eine Stunde wie nebenbei erwähnte, dass »diese Katinka Aslan« weggegangen sei und mit ihr wohl irgendwas nicht stimme, sie aber ganz interessant sei. Moritz biss sofort an und sah nicht ein, wieder loszulassen.

»Bist du in sie verknallt?«, fragte er mich geradeheraus – und erst in dem Moment fragte ich mich das auch. »Sie ist süß«, fuhr er fort, ohne auf eine Antwort zu warten. »Wird mal eine Hübsche. Aber sie ist fünfzehn. Ey, fünfzehn, Alter!«

Fünfzehn? Hatte sie inzwischen Geburtstag gehabt? Shit, ich kannte nicht einmal ihr Geburtsdatum, das war armselig, und vor lauter Verwirrung wunderte ich mich kaum darüber, dass Moritz es wusste. »Ich hatte mit fünfzehn nur im Sinn, einem Mädels an den Hintern fassen zu können und in Final Fantasy das nächste Level zu erreichen. Die ist doch noch total unreif. Außerdem hat sie nicht mal Titten.«

»Hey!«, ermahnte ich ihn scharf und er hob entschuldigend die Hände. Ja, Katinka besaß eine auffällig knabenhafte Figur, aber Moritz hatte nicht das Recht, so über sie zu sprechen. Katinkas Körper ging ihn verdammt noch mal nichts an.

»Ist ja gut, aber sie ist und bleibt ein Mädels aus der Mittelstufe, guck dir diese Chicks doch an ...«

»Sie ist anders.«

»Oh ja.« Moritz lachte belustigt auf. »Das sagen alle von den Menschen, die sie interessieren. Dass sie anders sind. Trotzdem ist sie ein Teenie und eine Drama Queen dazu. Die heult doch schon los, wenn man sie nur schief anguckt ... Stressiger geht's nicht mehr, lass besser die Finger von ihr, Elijah.«

»Hatte nicht vor, etwas mit ihr anzufangen.«

»Dann ist ja gut.« Obwohl mir Moritz' Bemerkungen gegen den Strich gingen und ich mich nicht von ihm belehren lassen wollte, wechselte ich kommentarlos das Thema und nahm mir vor, ihm gegenüber nie wieder ein Wort über Katinka zu verlieren. Mir blieb ohnehin nichts anderes übrig, als zu warten, bis sie wieder da war, und Moritz' Worte hatten mir deutlich gezeigt, dass er sich bei mir sowieso nur eine Bettbeziehung vorstellen konnte, wenn es um Frauen ging. Schon gar nicht wollte ich mich durch meinen Kontakt zu Katinka zum Gespött der Leute machen.

Doch der übliche hektische Adventswahnsinn und zahlreiche Kursarbeiten erleichterten es mir, mich auf andere Dinge zu kon-

zentrieren, und so verging die Vorweihnachtszeit wie im Fluge. Bei einem meiner wenigen Weihnachtsmarktbesuche fand ich ein schlichtes, geflochtenes Lederarmbändchen mit einer silbernen, indianisch anmutenden Feder, das ich als Geschenk für Katinka kaufte – es kam mir vor, als könne ich sie damit zurück nach Hause locken, fast wie ein Voodoo-Zauber. Das gab mir ein gutes Gefühl, aber selbst Levy erzählte ich nichts davon.

Je näher der Heiligabend rückte, desto nervöser wurde ich. Bei jedem Signalton meines Computers schlug mein Herz schneller, weil es Robin hätte sein können, der sich wieder meldete, und mein Handy ließ ich Tag und Nacht auf Empfang, um keinen Anruf zu verpassen, obwohl weder Katinka noch Robin nach meiner Nummer gefragt hatten.

Erst am Nachmittag des 24. Dezembers trudelte eine Email von ihm bei mir ein. Unter einer gemurmelten Entschuldigung verdrückte ich mich in den Flur. Levy und ich hatten Salome gerade wie jedes Jahr dabei geholfen, den Baum zu schmücken, wobei mir bereits drei Engel und eine Kristallkugel aus den Händen geglitten waren, weil ich mit den Gedanken nicht bei der Sache war.

Im Halbdämmer huschten meine Augen über die knappe Nachricht. »Katinka müsste gegen 17 Uhr zurück sein. Sie will vor dem Dom auf euch warten.« Hektisch blickte ich auf meine Uhr – wir mussten sofort losfahren, wenn wir sie noch erwischen wollten. Irgendwie gelang es mir, Mama davon zu überzeugen, dass Levy und ich dringend noch einmal in die Stadt müssten, und versprach ihr hoch und heilig, zum Abendessen zu Hause zu sein. Sie wunderte sich über unseren plötzlichen Aufbruch, vertraute aber darauf, dass der Hunger uns schon pünktlich zurücktreiben würde. Dabei war mein Magen wie zugeschnürt.

»Katinka?«, fragte Levy mit leuchtenden Augen, als wir über die Rheinbrücke fuhren und ich an meiner frisch eingebauten Anlage herumdrückte, die wieder einmal ungebeten aufs Radio zurücksprang und davon auf den einzigen Sender, den ich bisher einzuprogrammieren geschafft hatte. Ich nickte nur und unternahm einen neuen Versuch, auf MP3 umzuschalten, weil SWR1 uns einen pathetischen Song der Münchener Freiheit entgegen schmetterte, doch Levy legte sacht seine Kinderhand auf meinen Arm.

»Nein, lass es. Passt doch.«

Er hatte sogar recht. Ein vielstimmiger Chor sang von Träumen, die viel zu groß gewesen waren, und von zu weit entfernten Zielen,

und als wir in die leer gefegte, silbrig-neblige Hauptstraße einbogen, arrangierte sich seine orchestrale Bombast-Untermalung harmonisch mit dem festlichen Straßenschmuck und den erleuchteten Tannenbäumen. Ein wenig Schnee hätte die Szenerie vollendet, aber es hatte sich wieder nur Nebel über die Stadt gesenkt, der in goldenen Schlieren um die Laternen waberte und sich kunstvoll mit den aus den Kanälen aufsteigenden Dunstwolken vermischte. Ich sah Katinka trotzdem schon von weitem. Ich glaube, Levy und ich entdeckten sie im exakt gleichen Moment, als hätten wir synchron einen Stromschlag versetzt bekommen. Wir sagten nichts und blieben wie festgebunden im Auto sitzen, bis der allerletzte Ton des Songs verklungen war. Bevor der Moderator anfangen konnte zu reden und damit die Stimmung zu zerstören, schaltete ich die Anlage aus. Ohne ein Wort verließen wir den Wagen, Levy in Jeansjacke, lässigen Cargohosen und seinem pinkfarbenen Schal, ich mit einem dunklen Wollmantel über meinem grauen Kaschmirpullover und den schwarzen, schmalen Chinos. Gegensätzlicher hatten wir kaum aussehen können, und doch habe ich mich ihm selten so ähnlich und verbunden gefühlt wie in diesen Sekunden.

Dabei hatte ich keine Ahnung, was in seinem Kopf vor sich ging – ob er sich auf Katinka stürzen und ihr bittere Vorwürfe machen würde oder sich still freute, dass sie wieder da war.

Sie lief erst langsam, fast zögerlich in unsere Richtung, doch auf halber Strecke begann sie plötzlich zu rennen und ich glaubte schon, sie würde uns in die Arme fallen, als sie kurz vor uns stoppte und ihre grünen Augen forschend hin und her wandern ließ. Ihr Gesicht war wieder etwas runder geworden, sie wirkte erholt und ausgeruht, aber immer noch traurig. Oder war sie wieder traurig?

»Hey, ihr beiden«, begrüßte sie uns leise und ungewohnt schüchtern. »Fröhliche Weihnachten.«

»Dir auch«, erwiderte Levy und lächelte selig. Alle Wut war vergessen, vielleicht wusste er gar nichts mehr davon. Katinka schaute mich immer noch an, erstaunt und mit einem kaum erkennbaren Kopfschütteln – ganz so, als habe sie nicht damit gerechnet, dass wir tatsächlich kommen würden.

»Na, wie war es?«, fragte ich. Mir fiel nichts Besseres ein.

»Schön. Ich hab jetzt schon Fernweh.« Daher also der traurige Ausdruck in ihrem Gesicht? Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, und auch Levy schien sprachlos zu sein. Katinka störte es nicht, sie war vollauf damit beschäftigt, uns zu mustern; nach wie vor un-

gläubig, aber mit dem Hauch eines Lächelns auf ihren geröteten Lippen.

Frierend standen wir beieinander, in der heiligen Stille dieser kalten, uralten Nacht, bis der Glockenschlag des Doms sie zerriss und Katinka erschrocken feststellte, dass sie längst zu Hause sein musste. Sie sah nicht aus, als freue sie sich auf ihre Familie.

Erst im letzten Moment fiel mir mein Geschenk ein; ich reichte es ihr mit dem Hinweis, es sei von Levy und mir, das kam mir unverfänglicher vor.

Die Fremdheit zwischen uns war wieder größer geworden, obwohl dieser fast wortlose Weihnachtstreff auf der menschenleeren Hauptstraße, den mächtigen Dom in unseren Nacken, etwas Verzaubertes an sich gehabt hatte.

Auf der Heimfahrt versuchte ich mir auszumalen, wie sie feierte. Ich konnte sie mir in keiner Familie vorstellen. Egal, was für Eltern und Geschwister ich in meinem Kopf entwarf, sie passten nie zusammen.

Es kam mir vor, als sei Katinka immer nur alleine gewesen, wie Momo. Auf sich selbst gestellt und dabei so leuchtend und klar, dass die Erwachsenen sich um sie scharten, weil sie von ihr lernen wollten und sie ihnen zuhörte, wenn sie von sich erzählten.

Wann nur endlich würde ich ihre Geschichte erfahren?



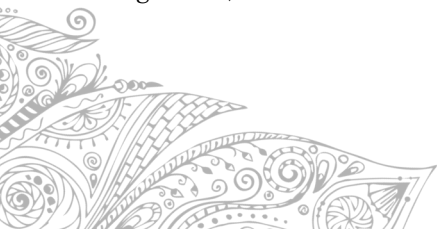
I'm on Fire

Ich erfuhr Katinkas Geschichte nicht und ihre Flucht nach Hannover blieb ein Rätsel. Obwohl unsere Fremdheit sich wieder verstärkt hatte, war jedoch eines anders geworden: Von nun an grüßten wir uns, wenn wir uns im Schulhaus oder im Pausenhof begegneten. Anfangs freute ich mich darüber, denn das gekünstelte Aus-dem-Weg-Gehen hatte mir nie gefallen. Aber ich hatte die Schattenseiten nicht bedacht. Sie bestanden aus dauerkirchenden, tuschelnden Neuntklässlerinnen, die mich hochinteressant fanden und nichts, was Katinka und ich taten, unkommentiert ließen.

Ich fühlte mich auf Schritt und Tritt beobachtet, und nach dem ersten positiven Schub für mein Selbstbewusstsein begann es mir auf die Nerven zu gehen – vor allem aber begann ich mich selbst zu nerven.

Meine gedankliche Dauerabwesenheit im Unterricht war nicht folgenlos geblieben und nun zeigte sie sich in meinen Zensuren. Vor allem in Deutsch brachte ich keinen geraden Satz mehr zustande und wusste manchmal nicht, wovon meine Lehrerin überhaupt sprach. Ich wollte mit Deutsch in die mündliche Prüfung gehen, doch jetzt lieferte ich bereits im Unterricht so miserable Leistungen ab, dass ich sie auch mit meiner charmanten Lässigkeit nicht mehr ausgleichen konnte.

An einem trüben Januarmorgen schottete ich mich frustriert ab, nachdem ich erneut irgendeinen Schwachsinn von mir gegeben hatte, und starrte halb blind auf die pelzbesetzten Stiefeletten meiner Lehrerin, während sie mir einen Vortrag hielt, der viel zu einfühlsam und sanft ausfiel. Mir war die ganze Situation peinlich; totale Leistungsverschlechterung kurz vor dem Abitur – damit war ich ein Einzelfall in unserem Jahrgang. Ich hätte vorher niemals gedacht, dass miese Noten einem peinlich sein konnten. Doch



Frau Insel reagierte mir gegenüber anders, als sie es bei meinen Mitschülern getan hätte. Anstatt mich zu ermahnen, sorgte sie sich offenbar um mich. Was wollte sie denn hören? Todesfall in der Familie? Beziehungsstress? Probleme? Ich war kein guter Lügner.

»Ich werde mich bemühen. Versprochen«, murmelte ich dumpf, nachdem ihr Wortschwall verebbt war und sie mit wippender Schuhspitze auf ein privates Geständnis wartete. Ich wollte mich gerade doch noch zu einer Lüge überwinden und eine Familienkrise erfinden, als es zur nächsten Stunde klingelte und ich mich verdrücken konnte. Doch Frau Insel ließ mir keine Chance. Mit ihrer Hand auf meinem Arm bedeutete sie mir, sitzen zu bleiben, während meine Kurskameraden palavernd und entsetzlich gut gelaunt weiterzogen, und schlug mir diverse Möglichkeiten vor, meine Zensuren zu verbessern.

Wie von weiter Ferne hörte ich mich einwilligen, ein Referat über E.T.A. Hoffmann zu übernehmen, als Ausgleich für meine unterirdischen Wortmeldungen, und endlich löste sich ihre Hand von meinem Arm. Nicht ein einziges Mal hatte ich zu ihr aufgeblickt. Herrgott, warum stand ich nur so neben mir? Klackend entfernten sich ihre Stiefeletten und vom Flur her wurde es wieder lauter, die nächsten Schüler bestürmten den Saal.

Gedankenverloren sammelte ich die Arbeitsblätter zusammen, die wir heute durchgearbeitet hatten, ohne dass ich mir nur eine Zeile davon hatte merken können. Lyrik der Romantik. Mir fiel ein Sonnenuntergang ein, mehr nicht. Wer zum Teufel war E.T.A. Hoffmann? Ich hoffte, es würde einen anständigen Wikipedia-Eintrag zu ihm geben.

Ich war so angespannt, dass mir zwei Blätter aus den Fingern rutschten und zu Boden segelten, und musste mich bücken, um sie aufzuheben, während um mich herum helle Stimmen zu lärmern begannen und Schulranzen auf den Boden krachten – oh nein, auch das noch, Katinkas Klasse, erinnerte ich mich mit einem unterdrückten Knurren.

Seit zwei Wochen benutzten wir dienstags den Saal der 9 c, während die Jungs und Mädchen Sport hatten, und ich spürte erneut, beobachtet zu werden – nicht nur von Katinkas Freundinnen, deren Kichern markant durch das Stimmengewirr drang, sondern auch von ihr selbst. Ja, sie schaute mich an, wahrscheinlich saß ich sogar an ihrem Platz und sie wartete darauf, dass ich endlich meine sieben Sachen zusammen hatte.

Mir gingen einige nicht sehr freundliche Gedanken durch den Kopf und für einen Moment galten sie sogar Katinka. Die gafften mich alle an, als hätten sie noch nie ein männliches Wesen gesehen. Ich schaute nur kurz hoch, ohne jedes Lächeln, brummte knapp »Hi, Tinka« und ließ sie bei ihren Freundinnen zurück.

»Hi, Arschloch«, schallte es mir nach, laut und deutlich. Erst im Flur begriff ich, dass Katinka diese Worte gesagt hatte, und blieb abrupt stehen. In meinen Ohren rauschte es, als befände ich mich zwischen zwei riesengroßen Ventilatoren, ich konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Irgendjemand rempelte mich versehentlich, weil ich in meiner plötzlichen Erstarrung den halben Gang blockierte, und eine Wolke aus Knoblauch und billigem Rasierwasser umhüllte mich.

»Ey, Liah, das ist die neunte Klasse, was willst du denn hier?«

»Nichts«, erwiderte ich gereizt, während Katinkas Beleidigung wie ein Echo durch meinen Kopf hallte. »Kümmere dich um deinen eigenen Mist.«

»Was!?!« Oh Shit, das war Peter, er war okay, cool bleiben, ermahnte ich mich, obwohl ich das Gefühl hatte, jeden Moment die Kontrolle über mich zu verlieren. Ich war stinksauer. Auf meine Lehrerin und ihr elendes Verständnis, auf Katinka, auf mich selbst. Doch Peter konnte nichts dafür. »Sorry, hab nicht dich gemeint. Bin ziemlich verkatert, hab gestern durchgesumpft.«

»Ah, alles klar.« Anerkennend stieß er mir den Ellenbogen in die Seite; sie rafften es immer noch nicht. Ob ich gut oder schlecht in der Schule war, war ihnen scheißegal, Hauptsache, ich erfüllte meine Klischees. »Kommst du mit, einen Kaffee trinken?«

Ich willigte ein, weil ich sowieso eine Freistunde und keine Idee hatte, was ich sonst tun sollte. Peter redete fast ununterbrochen vom Abitur und der Zeit danach. Ich konnte es nicht mehr hören. Was ich dann mache, wollte er wissen. Verpflichtung beim Bund, für zwei Jahre. Echt? Ja, echt, warum nicht, bringt Kohle und macht sich positiv in den Bewerbungen. Peter nickte bewundernd, logisch, das verstand er, krasse Sache. Ich ließ ihn weiterreden, dachte dabei aber ständig an Katinka. Mir war ihre Bemerkung zu unverschämt gewesen, zu respektlos. Doch dann ärgerte ich mich wieder darüber, dass ich mich überhaupt über sie aufregte, und so ging das hin und her, in einem ätzenden Kreislauf, bis ich endlich den Vormittag hinter mich gebracht hatte.

Ich war gerade unter einem Stoßseufzer der Erleichterung in

mein Auto gestiegen, als irgendjemand knirschend meine Felgen rammte. Ich wollte schon aussteigend und wütend losbrüllen, stockte aber mitten in der Bewegung, denn Katinkas blasses Gesicht tauchte im Seitenspiegel auf. Ihre grünen Augen funkelten vor Zorn.

»Sorry, Dandy. Ein Kratzer im Lack schadet dem Image, was?« Sie intonierte ihre Worte so doppeldeutig, dass ihr Klang sich mir unter die Haut säbelte. Blitzschnell stieß ich die Tür auf und bekam gerade noch ihren Jackenärmel zu fassen. Katinka verlor die Balance und rutschte von ihrem Skateboard, das den abschüssigen Bordstein herunterrattete – und das war ihr wichtiger als ich. Für ein paar Sekunden hatte ich das Gefühl, mit einer tollwütigen Katze zu tanzen, dann hielt ich nur noch ihre Jacke in der Hand, während sie mit wehenden Locken ihrem Board hinterherrannte. Weil ich keine Lust hatte, ihr nachzulaufen, setzte ich mich wieder in den Wagen, kurbelte das Fahrerfenster aber hinunter. Bei dieser Eiseskälte musste sie zurückkommen.

Und sie kam zurück.

»Meine Jacke«, befahl sie mit ausgestreckter Hand, ohne mich anzusehen. Doch ich hatte sie zwischen die beiden Vordersitze gelegt. Stumm wies ich neben mich. Eine Weile schnaufte Katinka wie eine kleine Dampfflock vor sich hin, unschlüssig, was sie tun sollte, bevor sie mit einem unterdrückten Fluch das Auto umrundete, die Tür aufriss und sich auf den Sitz fallen ließ.

»Wenn du nichts mit kleinen Mädchen zu tun haben willst, dann fang gar nicht erst damit an, okay?« Sie klang auf einmal so erwachsen, dass ich nicht wusste, was ich erwidern sollte – und mein Frust zog sich ein wenig zurück. Ja, ich war abweisend gewesen, als wir uns im Klassensaal begegnet waren, und ich hatte sie von oben herab begrüßt. Doch ich hatte meine Gründe dafür gehabt.

»Deine Freundinnen glotzen mich an, als wäre ich der Mann im Mond ...«

»Na, weil du dich benimmst wie der Mann im Mond! Außerdem hast du mich blamiert! Echt, lieber grüß mich gar nicht also so eine Show abzuziehen. Ich kann nichts dafür, dass ich erst fünfzehn bin und meine Freundinnen Erbsen statt Hirne in ihrem Kopf haben. Das heißt aber noch lange nicht, dass ich jemand bin, denn man behandeln kann, als wäre er weniger wert!«

Bitte keine Tränen, betete ich. Bitte nicht. Das packe ich heute nicht. Und ihre Stimme bebte bereits verräterisch.

»Ich halte dich nicht für weniger wert. Aber wenn ich dich erinnern darf: Du hast mich beleidigt, nicht umgekehrt.«

»Mann, ich musste das tun, Elijah! Ich musste doch irgendwie mein Gesicht wahren. Die warten nur darauf, dass du mich bloßstellst. Das sind keine echten Freundinnen, verstehst du? Ich bin so was wie ihr Live-Reality-Programm, eine unterhaltsame Soap für Unterricht und Pause, jeden Tag eine neue schräge Folge.« Ja, damit mochte sie recht haben. Katinka war unterhaltsam.

»Trotzdem bin ich kein Arschloch«, erwiderte ich mit Nachdruck.

»Vielleicht kein 24-Stunden-Arschloch.« Sie wagte ein schwaches Grinsen. Gott sei Dank, die Tränen waren abgewendet. »Aber in dem Moment ... warst du ziemlich nah dran.«

Ich hätte ihr gerne klar gemacht, dass ich in keiner besonders guten Verfassung war. Ich stand gewaltig unter Druck und änderte nichts daran. Anstatt mich endlich auf meinen Hosenboden zu setzen und fürs Abi zu lernen, hing ich in Bars rum oder schaute stundenlang fern. Ich war mit dieser Lebensweise nicht glücklich, aber das konnte ich vor mir selbst noch nicht zugeben. Außerdem hätte ich gerne mehr Zeit mit dem kleinen Biest neben mir verbracht.

»Das Arschloch fährt jetzt heim, Katinka.«

»Okay.« Ihr Grinsen flackerte erneut auf, endlich sah ich wieder das Grübchen in der linken Seite ihres Kinns. »Viel Spaß in Arschlochhausen.« Flink schob sie sich aus dem Auto und wollte schon wieder aufs Skateboard springen.

»He, Katinka, warte mal kurz!«

»Ja?« Neugierig schob sich ihr Gesicht über das herunter gekurbelte Fenster.

»Weißt du was über E.T.A. Hoffmann? Wo finde ich den?«

»Gar nicht, der liegt seit knapp zweihundert Jahren unter der Erde. Ist also längst vergammelt.« Ich muss eine Grimasse geschnitten haben, denn sie gluckste amüsiert auf. »Ernst Theodor Amadeus! Schauerromantik. Fräulein von Skuderi, Elixiere des Teufels, das sind seine wichtigsten beiden Werke. Sollte man eigentlich kennen. Ciao!«

Verblüfft schaute ich ihr hinterher. Ob das ihre Erbsenhirnfreundinnen auch gewusst hätten? Was machte manche Jugendliche nur so viel erwachsener als andere und gleichzeitig derart impulsiv und unreif? Ich war fast ein bisschen stolz auf sie – und im selben Atemzug fand ich es ziemlich bescheiden, dass ich als Beinahe-Abiturient eine solche Wissenslücke hatte.

Zu Hause empfing mich bleierne Stille. In der Küche stand ein abgedecktes Essen für die Mikrowelle, das ich aufwärmte und gedankenlos verschlang; anschließend Nachmittagsprogramm wie immer, ein paar Sitcoms, bisschen WhatsApp, Facebook-Timeline checken, Hidden Ruins zocken, damit Levy auf das neue Level kam.

Ich sehnte mich nach etwas Lebendigem und war froh, als mein Bruder aus seiner Tennisstunde zurückkehrte und von der Schule erzählte. Ich wurde ruhig und friedlich dabei.

Das Referat verdrängte ich, ich hatte schließlich noch drei Wochen Zeit, es zu schreiben, doch in den kommenden Tagen veränderte ich meine Strategie Katinka gegenüber nach und nach. Einen Vorfall wie den in ihrem Klassensaal sollte ich kein zweites Mal riskieren, gleichzeitig aber wollte ich sie nicht schneiden, denn damit beschwor ich womöglich erst recht eine öffentliche Szene hervor.

Deshalb fing ich sie eines Mittags auf dem Nachhauseweg ab, als sie wieder einmal in abenteuerlichem Tempo auf ihrem Skateboard über den Bürgersteig ratterte.

Obwohl weit und breit keine ihrer Freundinnen zu sehen war und wir uns schon einige hundert Meter von der Schule entfernt hatten, wurde ich auch jetzt das Gefühl nicht los, beobachtet zu werden – wahrscheinlich wurde ich langsam paranoid. Aber ich brauchte dringend Ablenkung von meinem öden Alltagseinerlei.

Zu meiner Überraschung hatte ich nach einer kurzen, wenn auch etwas merkwürdigen Unterhaltung eine neue Einladung zu Katinka nach Hause – aber dieses Mal nicht über das Fenster, sondern »ganz normal«, wie sie es formulierte. Der Rest ihrer Familie würde über Nacht auf Verwandtenbesuch sein; ihrem Training zuliebe wollte sie alleine zu Hause bleiben. So ganz hatte ich es nicht kapiert, es hatte wohl etwas mit einem Wettkampf am Wochenende zu tun, aber Fakt war: Ich sollte Freitagabend bei ihr sein. Ihre Eltern und Brüder würden erst samstagsmorgens wieder zurückkommen.

Länger als bis zehn wollte ich nicht bleiben, ich war schon um halb elf mit Moritz fürs Kino verabredet, Spätfilm. Trotzdem sprengte dieses Treffen alles, was Katinka und ich bisher miteinander erlebt hatten – und zwar in vielerlei Hinsicht. Ich hatte anschließend oft bereut, mich darauf eingelassen zu haben, denn es hätte mich beinahe Kopf und Kragen gekostet.

Als ich am Törchen stand und auf den runden Klingelknopf drückte, hätte ich für einen Herzschlag lang schwören können, angestarrt und in eine Falle gelockt zu werden, doch gleichzeitig kam

mir diese Vorstellung so absurd vor, dass ich sie sofort wieder wagschob. Katinka stellte mir keine Fallen, darin war ich mir inzwischen relativ sicher. Sie mochte ein wenig verrückt sein, aber ich schätze sie als eine ehrliche Haut ein. Wenn hier jemand Kicks suchte und Spielchen veranstaltete, war ich das, und sie abends zu besuchen, während ihre Familie weg war, war definitiv ein Kick.

Doch das Haus bedrückte mich sofort. Klinisch weiß gestrichene Zimmer mit unzähligen düster wirkenden Bildern unter den hohen Stuckdecken, mehrere durcheinander tickende Uhren, die die Räume noch stiller wirken ließen, als sie es ohnehin schon waren – eine Totenmaske als Dekoaccessoire wäre nicht weiter aufgefallen. Die Böden bestanden fast ausschließlich aus hellen Fliesen, über dem Sofa und den Sesseln lagen weiße, steif gebügelte Leinendecken, während der schwarze Flügel im Esszimmer mit dunklen Kerzen und einer wild schauenden Beethoven-Büste ausgestattet worden war – pseudo, wie in einem Film, aber unheimlich. Ich fühlte mich am falschen Ort.

Sogar die Toilette war durch einen hellgrauen Vorhang vom Rest des Badezimmers abgetrennt, als wolle man verheimlichen, was hier geschah. Ich wagte nicht, die Seife zu benutzen, weil sie so neu und teuer wirkte.

Mir lief es immer wieder eiskalt den Rücken hinunter, während Katinka mich schweigend von Zimmer zu Zimmer führte, als zeige sie mir einen alten, gefürchteten Spuk-Friedhof und nicht jenes Heim, in dem sie aß, schlief, träumte und lachte. Es war eine Demonstration von etwas, was ich nicht verstand, aber kein Zuhause.

Katinkas Zimmer in voller Beleuchtung hingegen war eine wohlthuende Abwechslung und trug klar ihre Handschrift. Nun entdeckte ich auf den Wänden nicht nur Tori Amos und Kate Bush, sondern auch Sia (O-Ton Katinka: »Sie hilft mir beim Überleben«, eine Aussage, die mich tagelang verfolgen sollte); über dem chaotischen Schreibtisch prangte außerdem ein großes Farbposter vom Monument Valley bei Sonnenuntergang. Der Holzkasten mit ihren unzähligen Sportschuhen wirkte fast dekorativ und eine akustische Gitarre macht einen Raum immer gemütlich.

Einzig unpassend war das Fenster. Es gehörte in den Kontext des übrigen Hauses. Wie Katinka mir bereitwillig erzählte, achtete ihre Mutter mehrmals täglich darauf, dass die schweren Vorhänge akkurat auf eine Breite gezogen waren und keine unnötigen Dinge auf der Fensterbank standen. Der Grund: Die Passanten sollten keinen schlechten Eindruck bekommen, wenn sie am Haus vorübergingen.

Was mich jedoch am meisten beklemmte, war das Fehlen eines Computers, Laptops oder Tablets, nicht nur in Katinkas Zimmer, sondern überall. Sie hatte gar keine andere Wahl, als Briefe an Robin zu schreiben; es steckten keinerlei romantische Anwandlungen dahinter. Auf mein Nachfragen hin bekannte sie, dass ihre Eltern Computer und Handys lediglich im beruflichen Kontext duldeten, ansonsten aber der Meinung waren, sie seien Teufelszeug und verdarben die Menschen. Laut Katinka waren sie der festen Überzeugung, man könne sich jedes Wissen, das man brauche, durch das Lesen von Büchern und anspruchsvollen Nachrichtenmagazinen aneignen. Ihr selbst blieb nichts anderes übrig. Im ganzen Haus gab es nur einen einzigen Fernseher, der jedoch in einem abgeschlossenen Schrank stand und zu besonderen Anlässen herausgeholt und angeschaltet wurde.

Nun wunderte es mich nicht mehr, dass Katinka wusste, wer E.T.A. Hoffmann war. In ihren Bücherregalen fand ich sämtliche Klassiker der neueren Weltliteratur, von Hermann Hesse über Max Frisch, Böll, Kleist, Fontane, Dürrenmatt und den Mann-Brüdern bis hin zu Tolstoi, Proust und Hemingway. Als ich in einer Ecke die gesammelten Werke von Karl May entdeckte, war ich erleichtert; wenigstens ein bisschen unterhaltsame Kost.

Ich war in einer alten, verstaubten Welt gelandet, die es mir kaum möglich machte, mich zu entspannen. Außerdem fröstelte ich unentwegt; die Heizungen liefen auf Sparflamme. Doch Katinka gelang es, die Atmosphäre erträglich werden zu lassen, indem sie ein paar Teelichter anzündete und Musik auflegte, dieses Mal ein Mix aus ruhigen Songs, von denen die meisten aus den 70er und 80er Jahren stammten – fast so, als habe sie sich aus den veralteten Sammlungen ihrer Eltern bedienen müssen. Doch sie schüttelte gleichgültig den Kopf, als ich sie danach fragte. »Nein, die hören nur Klassik. Ich hab die meisten Sachen von meinem Onkel. Muss auch die Kopfhörer aufziehen, wenn ich sie auflege und meine Eltern da sind. Ich soll sie damit nicht stören.«

»Kannst du dir denn nicht heimlich CDs kaufen?« Songs herunterzuladen kam für sie ja nicht infrage, womit sollte sie das tun?

»Wovon, Elijah?« Katinka sah mich mit einem Lächeln an, das mir durch Mark und Bein ging. »Ich muss das Geld, das ich bei meinen Wettkämpfen verdiene, gleich wieder abgeben. Sie legen es für mein Studium an. Ich krieg nur ein bisschen Taschengeld, für das Nötigste, und ich muss mir für alles, was ich mir kaufe, eine Erlaubnis von ihnen einholen.«

»Und dein iPod?« Es war doch ein MP3-Player, mit dem sie oft herumließ – wie passte der in dieses Bild?

»Den dürfen sie niemals finden. Ist ein Geschenk von Robin. Wir schicken ihn ab und zu hin und her und er lädt mir dann neue Musik drauf. Oder er brennt mir CDs. Ohne ihn wäre ich aufgeschmissen.«

Ich konnte kaum fassen, was Katinka mir offenbarte; ich hatte bis dato nicht gewusst, dass es so etwas noch gab. Ihre Eltern hatten sie in einen goldenen Käfig gesperrt, dessen Gitterstäbe so dick waren und so eng beieinander lagen, dass sie darin nicht einen einzigen Flügelschlag machen konnte. Doch ich war dankbar, dass sie das Gespräch von alleine auf Robin gelenkt hatte.

»Dieser Robin ...« Wie bei meinem letzten Besuch saßen wir auf ihrem Bett, sie am Kopfende, ich am Fußende; eine andere Möglichkeit gab es in ihrem Zimmer nicht. »Sind seine Eltern denn auch so wie deine? Er wirkte sehr ...« Himmel, wie sollte ich das beschreiben, ohne das Gesicht zerkratzt zu bekommen?

»Altklug?«, half Katinka mir schmunzelnd. »Ach, das war er schon immer. Er ist ein Überflieger. Schreibt Kurzgeschichten, seitdem er neun ist, und hat sogar Preise dafür gewonnen. Und er malt Bilder, bei denen dir die Augen wegfliegen. Aber er ist cool. Kein blöder Angeber und auch kein Streber.« Das Schmunzeln schwand aus ihrem Gesicht und auch das Licht in ihren Augen erlosch. »Aber die wandern aus. In einem halben Jahr schon. Nach Norwegen, in die Einsamkeit, richtig abgeschieden. Sein Vater ist Geologe, der erforscht dort irgendwelche Gesteinsschichten ...« Katinka brach ab und ich sah, wie sie schlucken musste. Sie war wirklich nah am Wasser gebaut, doch ich fühlte mich ebenfalls belastet, als ich die Konsequenz dessen begriff, was sie gerade erzählt hatte. Sie würde nur schwer mit Robin Kontakt halten können, wenn ihre Eltern nicht endlich mal in der Moderne ankommen wollten – und danach sah es nicht aus. »Ich weiß nicht, wie das werden soll. Wie lange die Post dorthin braucht ... und das ist ja dann auch bestimmt teurer. Vielleicht kann ich es gar nicht bezahlen.«

Hilflos sah sie mich an, ihre Augen flimmernd vor zurückgehaltenen Tränen, und ich konnte nicht anders, als zu ihr zu rücken und nach ihren Schultern zu greifen, um sie an meine Brust zu schmiegen. Doch kaum hatte ich sie berührt, zuckte sie zusammen und rammte mir schmerzhaft ihren Ellenbogen in die Rippen. »Fass mich nicht an!«, fauchte sie, um sich fluchtartig ins hinterste Eck

des Bettes zurückziehen und die Fäuste zu ballen, als habe ich versucht, sie zu schlagen.

»Verdammt, jetzt reicht es mir!« Ich hatte dieses ewige Hin und Her plötzlich übersatt. »Was soll das, Katinka, warum bittest du mich zu dir und erzählst mir derart persönliche Sachen, wenn du ...«

Die Art, wie sie mich ansah, ließ mich schlagartig verstummen; ich war auf einmal wie gelähmt. In ihren Augen loderte eine solch intensive Mischung aus Schmerz und Wut, dass ihr Blick mich in eine ganz ähnliche Stimmung brachte. Während Bruce Springsteen »I'm on fire« sang und dabei heulte wie ein Wolf, der nach Jahren der Finsternis endlich wieder den Mond sieht, saßen wir reglos beieinander und schwiegen uns an – und ich begriff nicht, was hier passierte. Ich hasste die Situation, aber ich konnte mich auch nicht aus ihr losreißen. Nicht ohne ein Wort von ihr.

»Okay, ich hab verloren«, räumte ich schließlich ein, um ihr zu signalisieren, dass ich keine weitere Annäherungsversuche unternehmen würde.

»Verloren? Ist das hier ein Spiel? Wenn ja, kannst du mir verraten, wieso *du* sämtliche Regeln aufstellst?«

»Hör auf damit, Katinka. Ich will nicht mit dir streiten und ich will jetzt auch nicht darüber reden, was ...«

»Aber ich will es, Elijah! Ich! Ich meine, ich ... ach, Shit.« Stöhnend brach sie ab und drückte sich die Hände gegen ihre Stirn, sodass ich ihr Gesicht kaum mehr sehen konnte. »Warum musst du immer ...« Sie konnte es selbst nicht aussprechen und ich wollte es nicht hören.

»Vielleicht klappt es einfach nicht mit uns beiden«, stellte ich nach einigen weiteren Minuten des Schweigens resigniert fest. Aber was eigentlich? Was genau klappte nicht? Katinka blieb stumm, nahm aber wieder die Hände von ihren Augen. Immer noch kamen mir meine Beine zu schwer vor, um aufzustehen und zu gehen, obwohl ich wusste, dass ich die Situation mit jedem neuen Satz schlimmer machte. »Guck mich nicht so an, Katinka. Was ich eben tun wollte, ist nicht verkehrt. Es ist ganz normal. Schau dir Levy und mich an ...«

»Das tue ich, Elijah«, fiel sie mir leise ins Wort. »Jeden verdammten Tag. Ich schaue euch an. Und es bringt mich um, verstehst du?«

Nein, ich verstand es nicht – und ich hielt den Ausdruck in ihren Augen nicht mehr aus. Nicht, wenn ich ihr keinen Trost schenken durfte; Trost für etwas, was sie immer noch vor mir verbarg, unerbittlich und ohne jeglichen Sinn.

Ächzend kämpfte ich mich hoch und verließ grußlos ihr Zimmer und ihr Heim, stapfte mit verbissenem Gesicht durch die dunklen Gassen, um dann doch wieder zurück zum Haus laufen, weil mein Auto noch auf dem Bürgersteig stand. Katinka saß entgegen den Regeln auf der Fensterbank und hatte ihren Kopf zur Straße gedreht. Wegen des Gegenlichts konnte ich nur ihre Silhouette sehen, nicht aber ihr Gesicht.

Sie war so weit weg.

»Sorry, Kleine«, flüsterte ich in die Winterstille hinein.

Erst jetzt wurde mir bewusst, dass das, was ich vorhin beobachtet und nicht begriffen, aber auf traurige Weise faszinierend gefunden hatte, Katinkas Tränen gewesen waren. Sie hatte normal geredet, kein Zittern in der Stimme, kein Schluchzen, doch ihre Tränen waren unentwegt ihre Wangen hinunter gelaufen und auf ihr Kissen getropft.

Ich schlief nicht gut in dieser Nacht.



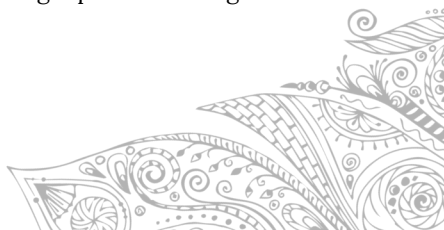
True Colors

Ich fühlte mich immer noch wie betäubt, als ich am Montag zur Schule fuhr, und weil ich Katinka gar nicht erst begegnen wollte – ob mir oder ihr zuliebe, wusste ich nicht genau –, verschanzte ich mich schon in der ersten Pause im MSS-Raum, um tief in einem der schmutzigen Sessel zu versinken und mich von schlechter Musik bedröhnen zu lassen. Mir war alles recht, was mich nicht nachdenken ließ, ob es mich nun nervte oder nicht. Doch schon nach wenigen Minuten legte sich eine Hand um meine Schulter. Moritz war zu mir gekommen – der einzige unter meinen Mitschülern, der sich heute in meine Nähe wagte.

»Dein Bruder will was von dir, Liah. Er steht an der Tür.« Unter- und Mittelstufenschülern war es nicht gestattet, den MSS-Raum zu betreten, und das galt auch für Levy. Es war sowieso kein guter Ort für ihn. Seufzend stand ich auf, um nach draußen in die feuchte Kälte zu treten, wo Levy schon unruhig auf mich wartete.

»Alles in Ordnung?« Besorgt versuchte ich ihm in die Augen zu sehen, deren Türkis trüber wirkte als sonst.

»Mit mir schon«, antwortete er gedämpft, als dürfe er nicht laut sprechen. »Aber Tinka ... ihr geht es nicht gut. Ich glaub, jemand muss was tun.« Unauffällig deutete er zu den Kastanienbäumen und ich wusste sofort, was er meinte. Sobald ich Katinka erblickte, verflog auch der letzte Rest der Wut, die seit Freitagabend unaufhörlich durch meine Adern gekrochen war und mich nachts kaum hatte schlafen lassen. Katinka bot ein Bild des Elends. Mutterseelenallein und am ganzen Leib zitternd stand sie zwischen zwei Bäumen, schutzlos dem eisigen Nieselregen ausgesetzt und weiß wie die Wand. Ihre Freundinnen blieben auf Abstand, niemand kam in ihre Nähe, doch es waren etliche neugierige Augenpaare auf sie gerich-



tet, die sich daran ergötzen, wie sie schlotterte und weinte und immer wieder mit dem Jackenärmel über ihr nasses Gesicht fuhr, auf dem sich Tränen und Regen untrennbar miteinander vermischten.

»Was ist denn passiert?«, fragte ich Levy leise.

»Keine Ahnung. Sie kam schon so aus dem Klassensaal. Kannst du nicht zu ihr gehen?«

Oh, Levy, dachte ich abwehrend. Natürlich sollte jemand bei ihr sein, aber ich war sicherlich nicht der Richtige dafür – nicht nach dem, was am Freitag geschehen war. Andererseits wusste Levy davon nichts. Aus seiner Sicht war es nur logisch, dass ich mich um sie kümmerte.

»Vielleicht fängt sie sich gleich wieder.«

»Das glaube ich nicht.« Levy senkte erneut seine Stimme. »Das ist nicht das erste Mal, dass sie so drauf ist, aber es war noch nie so schlimm. Sie sieht aus, als ob sie gleich umkippt, oder?«

»Scheiße«, murmelte ich mit zusammengebißenem Zähen. Ich würde Levy nicht eine Sekunde alleine stehen lassen, wenn er so verzweifelt wäre, und Katinka schaute ich schon minutenlang dabei zu, ohne etwas zu unternehmen. Warum kam keine ihrer Freundinnen zu ihr? Oder die Hofaufsicht? Bekamen die Lehrer denn gar nicht mit, was direkt vor ihren Augen passierte – oder nahmen sie Katinka inzwischen nicht mehr ernst und dachten, sie wolle nur auf sich aufmerksam machen?

Das Klingeln zur nächsten Stunde war wie ein Weckruf für mich. Als wäre das Signal zu ihrer Hinrichtung ertönt, erstarrte Katinka ganzen Leib und sah sich flehend nach allen Seiten um, bevor sie mit gebeugten Schultern und langsam wie eine alte Frau den Eingang zur Schule ansteuerte. Nein, in diesem Zustand konnte ich sie nicht in den Unterricht gehen lassen, auf keinen Fall. Am Ende hatte sie den Flensik und er fing wieder an, ihre Gehirnströme infrage zu stellen – oder Schlimmeres.

»Okay, ich kümmere mich drum«, raunte ich Levy zu, der erleichtert nickte, drückte ihn kurz an mich und lief auf den Pausenkiosk zu. Wenn ich mich beeilte und von dort aus in den Treppenaufgang ging, konnte ich Katinka abfangen, bevor sie mir im Gewimmel aus den Augen geriet. Wie ein Wächter postierte ich mich in den kleinen, dämmrigen Gang zwischen den Kellerräumen und der Treppe und versuchte, ihren dunklen Schopf zwischen den anderen Köpfen herauszusortieren.

Ich glaubte schon, sie verpasst zu haben, weil immer weniger Schüler nach oben strömten und es bereits zum zweiten Mal klingelte, als ihre geduckte Gestalt seitlich von mir auftauchte. Sie war

kaum fähig, die Treppenstufen zu erklimmen, von ihrer üblichen Energie war nichts mehr übrig. Keiner der anderen schaute sie an, als wäre es ihnen peinlich, mit ihr in Kontakt zu geraten – und das ließ mich entschlossener werden, als ich es angesichts des Desasters am Freitagabend vorgehabt hatte.

Mit einer gezielten, aber sanften Bewegung meines Armes fing ich sie ab, bevor sie fallen konnte, und zog sie zu mir in die Nische. Für einen Widerstandsakt war sie zu schwach. Nachdem ich eine zitternde Faust in meinem Magen spürte, halbherzig und ohne jede Kraft, lag ihr Kopf schon an meiner Brust, und ich musste sie ein Stückchen nach oben wuchten, damit sie nicht zu Boden rutschte. Weder trat noch biss sie mich, obwohl ich fest mit Gegenwehr gerechnet hatte. Stattdessen weinte sie stumm gegen meinen Mantel, und weil mir der einfach zu teuer gewesen war, um durch ihre Tränen ruiniert zu werden, öffnete ich ihn und ließ sie stattdessen meinen Pullover durchnässen.

Ich hielt sie wie ein Kind. Sie fühlte sich berührend zerbrechlich an, als sie ungeschickt versuchte, meine Umarmung zu erwidern. Trotzdem löste ich die rechte Hand von ihr, um in meiner Hose nach einem Taschentuch zu suchen, als plötzlich eines vor meiner Nase auftauchte. Überrascht sah ich zur Seite – ich war mir sicher gewesen, alleine auf Katinka gewartet zu haben.

»Hier, ich hab eins.« Moritz zwinkerte mir beziehungsreich zu. Ich nahm das Tempo wortlos entgegen, um es Katinka zu reichen, die sich sofort lautstark schnäuzte, und gab Moritz mit einer Bewegung meines Kinns zu verstehen, dass ich ihn nicht brauchte und er ruhig in den Unterricht gehen könne. »Viel Spaß noch, Alter«, kommentierte er die Situation in halblautem Spott und trollte sich mit einem undefinierbaren Grinsen.

Katinka fühlte sich langsam wieder etwas stabiler an, ich musste sie nicht mehr stützen, doch ich nahm meine Arme nicht von ihr und gab ihr noch ein paar Minuten, um sich zu beruhigen. Das hatte ich bei Levy gelernt. Bloß nie zu früh Fragen stellen, wenn er weinte, und ich hoffte, dass es auch bei Katinka funktionieren würde. Glücklicherweise tat es das. Doch sie zitterte immer noch und ihr Gesicht war nach wie vor viel zu blass, als ich meine Arme vorsichtig von ihr löste, um sie ansehen zu können.

»Hey. Was ist denn passiert?«

Sie schnäuzte sich ein zweites Mal, bevor sie bebend Luft holte, um zu antworten. »Ich hab in Deutsch eine vier ... Thema verfehlt ...«

Ich war ziemlich ratlos. Ich hatte mindestens mit einem Todesfall in der Familie gerechnet oder wenigstens mit einem toten Haustier, obwohl in diesem Haus jedes Tier früher oder später sterben würde.

»Und das ist so schlimm?«

»Ja!«, rief sie und presste die Hand auf ihren Bauch, wahrscheinlich tat er weh vom vielen Weinen. »Ich wollte mit Deutsch ausgleichen, das ist mein bestes Fach. Ich krieg doch schon in Mathe und Chemie eine fünf im Zeugnis und wenn ich Pech habe, in Latein auch! Mit der vier schaffe ich das nicht mehr mit dem Ausgleichen ... Das geht nicht!«

»Aber das sind doch erst die Halbjahreszeugnisse, du kannst damit nicht sitzenbleiben.« Wusste sie das nicht? »Du hast noch ein halbes Jahr Zeit, deine Noten zu verbessern und das schaffst du, ganz bestimmt.«

»Du verstehst das alles nicht, Elijah!«, stieß sie verzweifelt hervor und fing schon wieder an zu weinen. »Unter dem Zeugnis wird stehen ›Versetzung gefährdet‹. Außerdem hab ich in Mathe eine mündliche Sechs bekommen, weil ich ein Blackout hatte, und ich hab die Unterschrift meines Vaters gefälscht und der Flensik hat es herausbekommen und mir einen Verweis gegeben ...«

Wow. Das war eine satte Liste an Verfehlungen, alle Achtung, aber für mich kein Grund, die Nerven zu verlieren. Katinka wirkte fast panisch auf mich und sah sich immer wieder gehetzt um.

»He, was ist los? Hier ist niemand, wir sind alleine.« Nach Moritz war kein Schüler mehr durch die Tür gekommen, alle saßen schon in ihren Klassenräumen. Mit verquollenen Augen wandte sie sich mir wieder zu. »Ich weiß nicht, was ich tun soll. Was soll ich denn jetzt machen, damit dieser Satz nicht unter dem Zeugnis steht?«

»Deinem Lehrer ein Referat anbieten? Wen hast du denn in Deutsch?«

»Zimmermann.« Oh je, sie hatte wirklich kein Glück mit ihren Lehrern. Der Zimmermann war ein harter Knochen. Gerecht, aber völlig humorlos.

»Oh Gott, ich hasse das hier alles so ...« Katinka ließ ihre geröteten Lider herabsinken und lehnte sich gegen die Heizung. »Dieser ständige Druck ... und egal, wie ich mich anstrenge, irgendwas geht immer schief ...«

»Und Sport? In Sport bist du doch sicher Klassenbeste.«

»Sport zählt nicht«, erwiderte sie verbittert. »Ist nichts, was man mit dem Kopf macht, weißt du?« Sie deutete auf ihre Stirn. »Kann

jeder Affe.« Langsam dämmerte mir, wovon Katinka die ganze Zeit sprach. Es ging gar nicht um Notensysteme und Ausgleichsmöglichkeiten, wie unsere Schule sie für solche Fälle bereithielt. Es ging um das Weltbild ihrer Eltern. *Ihm* musste sie entsprechen. Und wegen ihnen durfte dieser Satz nicht unter dem Zeugnis stehen.

»Versuch es einfach. Muss ja nicht Deutsch sein. Wenn hast du denn in Englisch?«

»Mr. Pumpkin.«

Ich musste grinsen. Eigentlich hieß er Kornbus, aber wegen seiner dicken Backen nannte ihn fast jeder Kürbis oder Pumpkin. »Der ist doch locker. Schlag ihm irgendwas vor, vielleicht freut er sich sogar. Ich muss auch ein Referat schreiben.« Ich wusste, dass ich Katinikas wahres Problem nicht lösen konnte, aber das Reden schien ihr gut zu tun. Es quollen keine neuen Tränen mehr aus ihren Augen und sie presste sich nicht mehr die Hand auf den Bauch. »Was hast du denn jetzt für ein Fach?«

»Musik.« Mit einem gezielten Wurf versenkte sie das nasse, zusammengeknüllte Taschentuch in dem Mülleimer neben der Treppe. »Da schaffe ich dieses Halbjahr auch keine Eins. Aber ich sollte wohl im Unterricht sein.«

»Dann komm mit, ich bringe dich zum Saal.« Im Gehen kramte ich die Milchschnitte, die ich mir vor der Schule gekauft hatte, aus meinem Mantel und schob sie beiläufig in ihre Jackentasche. Ein zittriges Lächeln huschte über ihre Lippen, die durch das Weinen voller und röter wirkten als sonst. »Danke, die mag ich.«

Bis zum Musiksaal, den man weitab der anderen Räume im Dachgeschoss untergebracht hatte, sprachen wir nicht mehr und am liebsten hätte ich sie gepackt, nach unten getragen und mit nach Hause genommen, wo sie etwas Anständigeres als eine blöde Milchschnitte essen und sich gründlich hätte ausschlafen können. So wagte ich es nur, sie sacht am Arm zu berühren und aufmunternd anzulächeln, nachdem wir den Saal erreicht hatten. Mit leicht geöffnetem Mund – sie konnte nicht mehr durch die Nase atmen – schaute sie zu mir hoch. Die Angst in ihren Augen tat mir weh.

»Das ist keine Show, weißt du«, wisperte sie kaum hörbar. »Das ist echt, ehrlich. Ich komm da dann nicht mehr raus. Und ich schäme mich so dafür ...«

»Ich weiß, dass das echt ist.« Noch einmal berührte ich ihren Oberarm und sie erschauerte leicht. Sofort nahm ich meine Hand wieder zu mir.

»Es ist eine so lange Zeit bis zum Abitur. So viele Jahre. Ich weiß manchmal nicht, wie ich das durchhalten soll.« Hinter der geschlossenen Tür begann laute Musik zu ertönen, ich glaube, es war »Die Moldau«, und als seien die Klänge ihr Einsatzbefehl für eine lange, blutige Schlacht, atmete Katinka tief durch und straffte ihre Schultern. »Egal, ich muss da jetzt rein, ist eine günstige Gelegenheit. Vielleicht bemerkt er es gar nicht.« Ja, Herr Kaiser neigte dazu, beim Musikhören die Augen zu schließen und ekstatisch mitzudirigieren – sie sollte sich besser beeilen und die Gelegenheit nutzen, bevor sie noch mehr Ärger bekam.

»Alles klar. Bis dann, halt die Ohren steif.«

Ich hatte mich schon zum Gehen gewandt, als ich sie meinen Namen rufen hörte – leise, aber so melodisch und weich, dass mir ein warmer Schauer über den Nacken wanderte.

»Ja?« Langsam drehte ich mich zu ihr um.

»Tut es noch weh?« Mit fragendem Blick deutete sie auf meine Rippen.

»Keine Sorge, der blaue Fleck steht mir ganz gut.« Ich hatte tatsächlich einen kleinen Bluterguss abbekommen, ein paar Zentimeter unterhalb meines Brustkorbs. Katinka machte eben keine halben Sachen.

»Ich ...« Sie senkte ihre Wimpern. »Tut mir leid wegen Freitagabend. Es ist nur ...«

»Alles gut, Katinka. Wirklich.« Ich meinte es so, wie ich es sagte. Ich verstand zwar immer noch nicht, was ich falsch gemacht hatte, doch heute hatte sie mich nicht zurückgewiesen. Außerdem war ich ihr schon nicht mehr böse gewesen, als ich zurück zu meinem Auto gelaufen war. »Geh rein, bevor es zu spät ist.«

Erst abends, als ich widerwillig den Lernstoff für die kommenden Wochen zu strukturieren versuchte, wurde mir bewusst, was an diesem Vormittag geschehen war. Ich hatte eine Mauer durchbrochen, zum ersten Mal, und das tun können, was für mich selbstverständlich war, wogegen Katinka sich aber das gesamte vergangene Jahr geträubt hatte.

Sie hatte mich an sich herangelassen, in einem Augenblick tiefer Verzweiflung. Obwohl mich ihre Tränen bis in den Schlaf verfolgten, überwog das befriedigende Gefühl, endlich einen Schritt weitergekommen zu sein.

In welche Richtung – darüber machte ich mir keine einzige Sekunde lang Gedanken. Für mich zählte das Ergebnis.

Doch genau dieses Ergebnis, eine innige Umarmung in einer Nische des Schulgebäudes, sollte mir nur wenige Tage später zur größten Falle werden, die ich mir in meinem Leben je selbst gebaut hatte.



Father Figure

Die Woche verging wie im Flug, ich fühlte mich wieder beschwingter und freier, doch Katinka bekam ich kaum zu Gesicht. Die wenigen Male, die ich sie von Ferne sah, wirkte sie in sich gekehrt, aber gefasst, und ich ging davon aus, dass sie sich wieder gefangen hatte. Nach wie vor baute ich darauf, dass die Barrikaden zwischen uns gefallen waren und sich rasch eine neue Gelegenheit ergab, die uns einander näher bringen würde.

Zunächst aber stand das Wochenende an. Als Moritz mich Freitagnachmittag fragte, ob ich ihn abends zu einer öffentlichen Party im ehemaligen Wassersportclub begleite, sagte ich sofort zu. Schließlich hatte ich nichts anderes vor und die Feiern dort waren berüchtigt für ihre Ausgelassenheit und gute Musik.

Als wir gegen zehn auf dem heruntergekommenen Vereinsgelände eintrafen, roch es aus allen Ecken süßlich nach Gras. Moritz hatte sich ebenfalls vorsorglich einen Joint gedreht. Ich war ein Gelegenheitsraucher und so hielt ich es auch mit dem Kiffen. Ab und zu mal ein paar Züge – ja, wenn es passte, gerne. Doch heute Abend wollte ich einen klaren Kopf bewahren, ohne dass ich diese Entscheidung logisch hätte begründen können.

Deshalb bewahrte den Joint nur kurz in meiner Tasche auf, anstatt ihn zu entzünden, während Moritz nach einem Parkplatz suchte, und gab ihm ihn sofort wieder zurück, bevor wir die Halle betraten. Etliche Leute aus unserem Jahrgang waren schon da, auch Ellen mit ihrem Freund; die beiden standen halb verborgen an einem der Betonpfosten und knutschten – ein Anblick, der meine Laune empfindlich in den Keller rutschen ließ. Deshalb kämpfte ich mich auf direktem Wege zur Bar durch und wollte gerade zwei Drinks für Moritz und mich ordern, als sich eine Hand um meinen



Oberarm schloss. Ich wusste sofort, dass sie niemandem gehörte, den ich kannte. Dazu war ihr Griff zu kühl, zu professionell. Misstrauisch drehte ich mich um und blickte in die ernstesten Gesichter eines Polizisten und seiner Kollegin, beide in voller Uniform. Oh nein, der Joint ... Hatten sie etwa beobachtet, wie ich ihn entgegengenommen hatte?

»Elijah Rosenstein?« Stumm nickte ich. »Wir müssen Sie bitten, mit uns zu kommen.«

Ohne jede Gegenwehr ließ mich von den Beamten zum Ausgang dirigieren und versuchte dabei, Moritz in der Menge zu finden. Erst an der Garderobe entdeckte ich ihn; er stand mit Peter und Jim zusammen und bemerkte mein suchendes Schauen sofort.

»Ruf meine Eltern an!«, zischte ich ihm zu. »Jetzt gleich, ja?« Er nickte, sichtlich blass geworden, und hob verdattert die Hand, als die Beamten mich weiterschoben und mir nach wenigen Metern die Tür ihres Wagens öffneten. Fügsam setzte ich mich hinein und schnallte mich an.

Salome hatte mir immer eingebläut: Wenn du Ärger mit der Justiz bekommst, informiere uns, egal, was du angestellt hast. Aber sage nichts, solange du keinen Anwalt an deiner Seite hast. Ich hatte nie geglaubt, dass ein solcher Fall je eintreten würde, obwohl ich schon öfter als ein Mal mit Gras in der Tasche durch die Stadt gefahren war.

Einen Moment lang überlegte ich, ob ich übertrieben reagierte und den beiden Polizisten einfach sagen sollte, dass ich den Joint lediglich für Moritz aufbewahrt hatte. Doch ich entschied mich dazu, Salome zu vertrauen und die Situation so zu handhaben, wie sie es mir eingetrichtert hatte, auch wenn ich mich jetzt schon dafür schämte, meinen Eltern nachher auf der Wache zu begegnen. Ich hasste es, ihnen Ärger zu bereiten, und Levy lieferte ich mit meinem Verhalten alles andere als ein gutes Vorbild. Trotzdem hatte ich nichts verbrochen und das würde sich rasch herausstellen.

Während der kurzen Fahrt piepste der Polizeifunk ununterbrochen vor sich hin und jagte Meldungen durch, sodass die Beamten keine Sekunde Zeit hatten, sich mit mir zu unterhalten. In der Wache wurde ich sofort in ein kahles, stickiges Zimmer gewiesen, und es dauerte eine Weile, bis die beiden wieder zu mir kamen, dieses Mal mit einem Tablet und einigen Papieren in der Hand.

»Sie können von Ihrem Aussageverweigerungsrecht Gebrauch machen, Herr Rosenstein. Das wissen Sie?«

Ich nickte nur und betete innerlich, dass meine Eltern bald hier sein würden. Sie hatten mit einem Glas Wein vor dem Kamin gesessen, als ich aufgebrochen war, und mit Sicherheit waren sie noch nicht schlafen gegangen. Moritz würde sie erreichen.

»In Ordnung. Haben sie jemanden informiert?«

Wieder nickte ich und versuchte, trotz der beklemmenden Situation ein freundliches Gesicht zu machen.

»Gut.« Nun hatte die Beamtin das Wort ergriffen, eine kräftige, vierschrötig wirkende Frau, die dem Polizistinnenklischee alle Ehre machte und bei der ich mit meinem üblichen Charme vermutlich nicht viel ausrichten konnte. Deshalb versuchte ich es gar nicht erst. Mit schmalen Augen nahm sie mich ins Visier. »Herr Rosenstein, Ihnen wird vorgeworfen, sich unsittlich einer Minderjährigen genähert und versucht zu haben, sie zu verführen. Außerdem besteht in diesem Zusammenhang der Verdacht des Hausfriedensbruchs. Wir haben umfangreiches belastendes Material und eine anonyme Anzeige bekommen ...« Sie wies mit dem Kinn auf das Tablet, das sie zwischen sich und ihrem Kollegen auf den Tisch gelegt hatte. »... und müssen Sie deshalb vorerst hier behalten.«

Im ersten Moment verstand ich überhaupt nichts, obwohl jedes ihrer Worte klar und deutlich durch den kleinen Raum gehalten war. Unsittlich. Minderjährige. Verführen. Hausfriedensbruch. Anonyme Anzeige. Doch dann traf mich die Erkenntnis wie ein Hieb in den Nacken und ich musste mich zwingen, nicht aufzuspringen und mich auf der Stelle zu verteidigen.

Katinka – sie meinten Katinka mit der Minderjährigen! Sie verdächtigten mich, sie unsittlich berührt und versucht zu haben, sie zu verführen – aber wieso gab es belastendes Material dazu?

Mir wurde so schlecht, dass ich mich suchend nach einer Toilette umsah, zwang die aufsteigende Galle dann aber meine Kehle hinunter und versuchte, tief in den Bauch zu atmen, was ein wenig half. Dennoch hätte ich schreien können. Ja, ich hatte mich Katinka genähert, aber nicht unsittlich, und kein einziges Mal hatte ich versucht, sie zu verführen! Aber der Hausfriedensbruch – verflucht, ich war wirklich durch das Fenster in ihr Zimmer geklettert, als ihre Eltern nicht da gewesen waren, und sie war völlig überrumpelt gewesen und hatte sich sogar schon im Schlafanzug befunden ...

»Möchten Sie die Bilder und Filmaufnahmen sehen und sich dazu äußern?«

Geistesgegenwärtig schüttelte ich den Kopf, während eine neue

Übelkeitswelle in mir hochbrandete. Nein, auf keinen Fall, denn dann würde ich nicht mehr schweigen können und den Beamten wäre sofort klar, dass Katinka mir etwas bedeutete.

Bilder und Filmaufnahmen – wer zum Teufel hatte die gemacht? Etwa Katinka selbst? Das konnte nicht sein, nein, es *durfte* nicht sein ... Sie besaß doch weder eine Kamera noch ein Handy. Oder hatte sie mir gar nicht die Wahrheit gesagt? War sie wirklich so unberechenbar und durchtrieben, wie manche Schüler und Lehrer behaupteten, und hatte nur auf einen passenden Moment gewartet, den begehrtesten Mann des Gymnasiums in den Schmutz zu ziehen und öffentlich zu demütigen? Nein, sagte mein Herz klar und deutlich. Nein, das hat sie nicht.

Doch mein Verstand gab keine Ruhe. Sobald die Beamten mich alleine gelassen hatten, immerhin mit einem Glas Wasser, versuchte er ununterbrochen, die Informationen zu analysieren und neu zusammenzusetzen. Wie besessen rief ich mir eine Erinnerung nach der anderen ins Gedächtnis, um sie von allen Seiten zu beleuchten und den Fehler zu finden.

Ich hatte Katinka genau ein einziges Mal in den Arm genommen, am Montag, in der Schule. Mehr hatte ich nicht getan. Das war kein Verbrechen; ich hatte sie getröstet, als jeder andere ihr den Rücken zugewandt und sie sich selbst überlassen hatte – und dafür sollte ich jetzt bestraft werden?

Doch da war auch etwas anderes. Hinter meinen Handlungen. Etwas, was sich von keinem noch so gewieften Anwalt widerlegen ließ – und das nicht in Ordnung war.

Denn ich hatte mich ihr immer wieder genähert. Ich hatte sie aufgefordert, zu mir ins Auto zu steigen, zwei Mal sogar, hatte ihr nach ihrem Training aufgelauert – in ihren Augen war es so gewesen –, und ja, ich war in das Haus ihrer Eltern eingebrochen. Die Aufforderung des vermeintlichen Opfers, genau das zu tun, spielte hierbei rechtlich wahrscheinlich nicht die geringste Rolle.

Es dauerte gefühlte Stunden, bis sich die Tür wieder öffnete und ein zarter Duft nach Wildrosen meine Nase streifte. Salome war gekommen. Oh Gott, endlich, meine Mutter war da. Ich wagte es nicht, aufzusehen, sondern blieb mit hängendem Kopf auf dem harten Stuhl sitzen.

»Mein Sohn«, begrüßte Salome mich leise und zog einen Hocker aus der Ecke, um mir gegenüber Platz zu nehmen. Meine Wangen brannten und mir war vor Scham so heiß geworden, dass Schweiß-

tropfen meine Schläfen hinuntersickerten. Niemals hatte ich meiner Mutter eine solche Situation zumuten wollen.

»Ich habe nichts Schlimmes getan«, brachte ich mühsam hervor. Meine Stimme war tief und heiser, als hätte ich stundenlang gebrüllt. »Ich habe nicht versucht, Katinka zu verführen, und ich wollte ihr nie etwas gegen ihren Willen antun, nie. Ich hab sie am Montag nur in den Arm genommen, weil sie todunglücklich war, ich wollte sie trösten, wie ich Levy tröste, wenn er traurig ist ... Es war außerdem das allererste Mal, sie lässt mich doch gar nicht an sich heran, seit einem Jahr ...« Zitternd atmete ich durch und schluckte erneut gegen meine Übelkeit an.

»Schau mich an«, forderte Salome mich sanft auf. Zögernd hob ich meinen Blick und unsere dunklen, so ähnlichen Augen begannen sich zu begegnen. Es war ein wenig, als betrachte ich mich selbst in weiblich, aber mit einer Tiefe im Antlitz, die mich schwindelig werden ließ. Trotzdem wich ich ihr nicht aus. Sie durfte alles in mir sehen, auch das, worauf ich nicht stolz war. Denn ich hatte Fehler gemacht, ich wusste es – und ich hatte eine scheußliche Angst, sie erkenne nur meine Schatten und nicht meine guten Absichten.

Ich erbebte am ganzen Körper, als sie ihre kühlen Hände um meine Schläfen legte, mich sacht zu sich zog und ihre Lippen auf meine Stirn drückte; kein Kuss, sondern eine Besiegelung.

»Ich glaube dir, Elijah Gabriel Rosenstein.«

Wie erlöst sank mein Kopf gegen ihre zierliche Schulter, doch sie gestattete mir keine Zeit zum Ausruhen. Nachdrücklich, aber liebevoll schob sie mich von sich weg und ich richtete mich automatisch auf. Zeigt euch, damit man euch sehen kann, hatte sie Levy und mich immer ermahnt, als wir Kinder waren, und wir beide hielten uns stets gerade. Das musste ich auch jetzt tun, obwohl ich es hasste, in diesen so privaten Augenblicken gesehen worden zu sein – und dass dabei Aufnahmen entstanden waren, die alles beschmutzten, was zwischen Katinka und mir gewesen war, widerte mich an.

»Wir werden darüber sprechen müssen, Elijah.«

»Ich habe nicht versucht, sie zu verführen«, wiederholte ich, was meine Mutter mir längst glaubte. »Sie ist doch noch ein Kind.«

»Nein, das ist sie nicht«, widersprach Salome ernst. »Ich habe mir die Aufnahmen angesehen. Sie ist kein Mädchen mehr, aber sie ist auch noch keine Frau. Du bewegst dich in einer gefährlichen Grauzone, Elijah. Umso klarer musst du dir darüber sein, was du tust. Du bist der Erwachsene.«

»Ich will nur für sie da sein. Wie für Levy«, beteuerte ich. Es war keine Lüge, aber irgendetwas stimmte in dieser Aussage nicht, ich spürte es selbst.

»Du besitzt einen starken Beschützerinstinkt und ich bin dankbar dafür. Ich konnte dir Levy immer anvertrauen und ich weiß, dass du ihn hütetest wie deinen Augapfel. Es ist nur natürlich, dass dieser Instinkt auch vor anderen Menschen nicht haltmacht.« Salome lächelte weise. »Aber Levy ist dein Bruder. Katinka ist ein Mädchen, das du nicht kennst, und erst recht ist sie keine Blutsverwandte. Das ist etwas anderes, vergiss das niemals.« Sie drehte sich um, nahm das Glas vom Tisch und reichte es mir – und es gelang mir, einige Schlucke zu trinken, was die Hitze in meinem Gesicht ein wenig milderte. Wieder lächelte meine Mutter mich an, doch ihren Augen entging keine meiner Regungen. Ich hatte das Gefühl, sie könne dabei bis auf meine Knochen schauen. »Ich weiß, welchen Song du seit Wochen hörst, Elijah. Du lebst nicht alleine in unserem Haus. Ich habe Ohren.«

Getroffen stöhnte ich auf. Ich wusste sofort, auf welchen Track sie anspielte. Ich war geradezu süchtig nach ihm geworden, und ja, ich sah Katinka vor mir, wenn ich mich in seine Melodie fallen ließ: Father Figure von George Michael, eines der genialsten Fundstücke meiner 80er-Jahre-Sammlung.

»Es ist doch nur ein Song ...«, versuchte ich mich zu verteidigen.

»Es ist niemals nur ein Song, Elijah. Jeder Klang hat eine Bedeutung und wir lauschen ihm nicht zufällig.«

Ja, das hatte er, und es war vor allem die Pentatonik der Komposition, die ich inzwischen untrennbar mit Katinka verband, genauso wie in Sign your name. Doch auch der Text von Father Figure ließ mich nicht kalt. Erschauernd strich ich mir über die Stirn. Wollte ich das für Katinka etwa in Wahrheit sein – eine dominante Vaterfigur, die das Kindliche, Unreife an ihr liebte, aber von ihr begehrt werden wollte wie von einer erwachsenen Frau?

«Wir reden morgen darüber. Hier ist nicht der richtige Ort dafür, und es ist auch nicht die richtige Zeit.« Salome atmete hörbar durch die Nase aus und erhob sich von ihrem Hocker, auf dem sie die ganze Zeit gethront hatte wie eine Königin. Ihre Gegenwart konnte selbst der schäbigsten Kammer Glanz verleihen. »Ich werde jetzt zusehen, dass ich dich hier herauskriege und wir dich mit nach Hause nehmen können. Manuel ist bereits auf dem Weg.« Ein erleichtertes Seufzen schlüpfte über meine angespannten Lippen.

Manuel Schirner war der Boss meiner Mutter und, wie sie sagte, einer der wenigen anständigen Menschen in diesem Metier. Ihm würde es gelingen, mich freizubekommen. »Ach ja, noch etwas, Elijah.« Salome hatte ihren Kopf schon zur Tür gewandt. »Dein Bruder ist hier. Er möchte dich sehen.«

Meine Erleichterung fiel wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Levy war da ... Während all der finsternen Momente, die ich in diesem leeren Zimmer gegessen und gewartet hatte, war das der quälendste Gedanke gewesen: die Vorstellung, dass ich Levys Vertrauen verlor und er an mir zu zweifeln begann, sich nicht mehr an mich wendete, wenn er Kummer hatte, dass ich nicht mehr seine Orientierung war, sondern ein hässliches Beispiel, wie man es nicht tun sollte. Deshalb gelang es mir nicht, zur Tür zu schauen, als ich seine Schritte hörte. Nur Sekunden später schlangen sich seine warmen Arme um meinen Hals und er schmiegte zart seine Wange an mein Kinn.

»Ich weiß, dass du unschuldig bist«, drang seine Stimme flüsternd in mein Ohr und wanderte von dort aus mitten in mein Herz – und ich erwiderte seine Umarmung in einer Heftigkeit, als könne sie mich vor allem Niederträchtigen in der Welt retten. »Ich liebe dich«, sprach ich aus, was mich so gewaltsam überflutete, dass ich kaum mehr atmen konnte. Zum ersten Mal in meinem Leben hatten unsere Rollen sich vertauscht. Mein kleiner Bruder Levy war für mich da, glaubte unerschütterlich an mich, während ich das Gefühl hatte, jeglichen festen Boden unter den Füßen zu verlieren. Dennoch schickte ich ihn sofort wieder zurück zu Salome; er sollte keinen Augenblick länger in diesem muffigen Raum bleiben müssen als dringend notwendig.

Als ich gegen zwei Uhr morgens endlich gehen durfte, auf Kauti-
on zwar, aber ohne weitere Auflagen als die Verpflichtung, das Land nicht zu verlassen, schlummerte er friedlich an Papas Schulter. Ich ließ es mir nicht nehmen, ihn zum Auto zu tragen. Noch war er so klein und leicht, dass ich es mühelos konnte.

Ich selbst fand keinen Schlaf in dieser Nacht. Immer wieder jagte der abstoßende Gedanke durch meinen Kopf, Katinka könne mich verraten haben, ja, es sogar darauf angelegt haben, dass ich stolperte und nie wieder auf meine Füße fand.

Doch wenn sie es nicht gewesen war – wer hatte es dann getan? Irgendjemand musste uns beobachtet und diese Aufnahmen gemacht haben.

Es gab einen Verräter in meinem Leben. Nur wer?

Und vor allem: Warum hatte er es getan?

Gegen Morgen öffnete sich meine Tür und Levy kroch zu mir unter die Decke. Ohne ein Wort bettete er seinen Kopf an meinem Oberarm, wie er es früher so oft getan hatte, wenn er schlecht geträumt hatte und bei mir Schutz suchte, und presste seine Eisfüße gegen meine Waden. Ich lauschte seinem Atem, bis es draußen langsam heller wurde und sich die Schritte meiner Eltern durch das Haus zu bewegen begannen.

Erst dann erlaubte ich dem Schlaf, mich zu sich zu nehmen und mir Vergessen zu schenken – wenigstens für einen kurzen, heilenden Moment.



Little 15

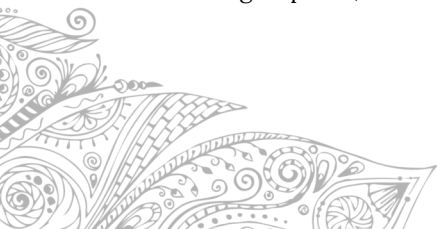
Als ich aufwachte, lag Levy nicht mehr bei mir. Gerädert zog ich mich an und setzte mich mit einem tauben Gefühl im Kopf auf meine Bettkante, weil ich nicht wusste, wie mein Leben weitergehen sollte. Mir war, als sei ich nicht mehr berechtigt, eigene Entscheidungen zu treffen. Würde ich vor Gericht kommen und für meinen Hausfriedensbruch bestraft werden? Oder gar eine Haftstrafe absitzen müssen? Was war mit meinem Abitur, der Schule, meiner Ausbildung?

Nervös knetete ich meine Hände; unfähig, mich aufzuraffen und nach unten zu meiner Familie zu gehen, bis es an die Tür klopfte und Salome eintrat.

»Elijah?«

»Ja, ich bin gleich da«, erwiderte ich matt. Ich musste nicht fragen, was sie von mir wollte – wichtige Gespräche mit meiner Mutter fanden immer in ihrem Büro statt; einem Zimmer, das trotz Arbeitstisch, Computer und Telefon die Atmosphäre eines heiligen Raumes hatte. Vielleicht lag es an der Ausstrahlung meiner Mutter, vielleicht an den Unterhaltungen, die sie hier schon mit mir geführt hatte, vielleicht aber schlichtweg daran, dass es ihr Reich war. Nie hätte ich es gewagt, es ungefragt zu betreten oder mich gar an ihren PC zu setzen. Als ich nach einigen Minuten, in denen ich versucht hatte, mich zu sammeln, zu ihr kam, stellte ich überrascht fest, dass sie das Zimmer umgeräumt und andere Bilder aufgehängt hatte – davon hatte ich nichts mitbekommen.

Salome saß schon an ihrem Tisch und hatte zwei Gläser Wasser bereitgestellt, eines für sich, eines für mich. Dankbar nahm ich einen großen Schluck, um den schlechten Geschmack in meinem Mund wegzuspülen, bevor ich beinahe devot dem freien Stuhl Platz



nahm und wartete, bis meine Mutter anfangen würde zu reden. Auf keinen Fall wollte ich zuerst das Wort ergreifen.

»Erinnerst du dich daran, was ich dir über das Wesen der Frauen erzählt habe, Elijah? Hier in diesem Raum?«

Nickend senkte ich den Kopf. Oh ja – jedes Wort hatte sich mir fest eingepägt; ich hatte kein einziges je vergessen können. Ich war gerade erst fünfzehn gewesen und hatte meine ersten sexuellen Erfahrungen gemacht, als sie mich eines Abends zu sich gebeten hatte. Ich hatte mit einem normalen Aufklärungsgespräch gerechnet und mich mit ein paar lässigen Sprüchen gewappnet, doch was dann in diesen vier Wänden geschehen ist, war so viel mehr als mütterliche Sexualkunde gewesen – und so anders.

Salome gab mir eine Einweihung in eine mystische Welt, die ich niemals auf jene Art und Weise betrachtet hätte, wie ich es danach tun konnte, auch wenn mir das neue Wissen in den ersten Wochen schrecklich unangenehm gewesen war. Doch es hatte etwas in mir berührt, das ich heute immer noch spüre und mich dazu verleitet, mich gedanklich vor ihr zu verbeugen, wenn ich an dieses Gespräch denke.

Sie hatte weder gefragt, ob ich schon mit einem Mädchen geschlafen habe noch mich über Verhütungsmethoden aufgeklärt oder mir gar ein Buch in die Hand gedrückt. Offenbar wusste sie, dass ich derlei Belehrungen nicht mehr brauchte; ich war längst aufgeklärt. Sie stellte auch nicht infrage, dass ich reif genug dafür war, Sexualität zu erleben.

Es ging ihr um etwas, was ich damals nicht verstanden, aber dessen Energie tief in mir gewirkt hatte, und dieses Gefühl war mit keinem anderen zu vergleichen. Ich hatte in eine Welt schauen dürfen, die mir bisher verborgen gewesen war.

»Vergiss niemals, dass jeder Krieger, der diese Welt betritt, neun Monate lang von einer Frau in ihrem Leib beschützt, gewärmt und ernährt wurde. Jeder Mann, sei er auch noch so groß und stark, wuchs in einer Frau heran. Der weibliche Körper ist nicht nur ein Konstrukt aus Knochen, Muskeln, Sehnen, Haut und Organen – er ist wie deiner ein Tempel. Dring niemals ungefragt und unerlaubt in diesen Tempel ein, Elijah, und wenn dir Einlass gewährt wird, dann bewege dich in diesem heiligen Raum mit Respekt, Feingefühl und Achtung.«

Nach diesen Worten war mir so heiß geworden war, dass meine Achseln schlagartig nass wurden und ich kurz versucht war, davon zu rennen und nie wieder mit meiner Mutter zu sprechen. Doch sie hatte so getan, als bemerke sie meine tiefe Verlegenheit nicht.

»Betriff ihn erst, wenn du dir sicher bist, dass du dort erwünscht bist, und denke daran, dass jeder Tempel beseelt ist. Wir Frauen sind viele Wesen in einem, die beständig zyklisch ineinander übergehen. Im Takt des Mondes sind wir Jungfrau, Mutter, Zauberin und Alte, jeden Monat aufs Neue. Bedenke das, wenn du das Gefühl hast, eine Frau plötzlich nicht mehr zu kennen, und darauf mit Aggression und Wut reagieren möchtest. Sie ist immer noch die gleiche, sie ist nur mit einer anderen Wesensnatur in Kontakt.«

Davon hatte ich erst einmal gar nichts kapiert, aber da ich ihre Worte nie aus mir heraus löschen konnte, entpuppte sich ihre Bedeutung nach und nach, je mehr ich in meinem Leben mit Frauen zu tun hatte. Doch am eindringlichsten waren mir ihre letzten Sätze in Erinnerung geblieben.

»Sexualität kann heilend sein – und zerstörend. Du alleine entscheidest, welchen Weg du wählst. Ich erwarte nicht von dir, dass du in deinen jungen Jahren schon feste Beziehungen führst oder dich ohne Not bindest. Aber begegne den Frauen in deinem Leben respektvoll. Sei höflich zu ihnen, beschütze sie, wenn es nötig ist, und gib ihnen Raum, sich zu entfalten. Ehre und achte ihre Natur, so wie du deine ehrst und achtest.«

Nach diesem Vortrag hatte ich gar keine Lust mehr auf Sex gehabt – nicht einmal auf den mit mir selbst. Sobald lustvolle Gefühle in mir aufstiegen, sah ich meine Mutter vor mir sitzen, in diesem dunkelroten, fließenden Kleid, das sie an jenem Abend getragen hatte, und sie flachten so schnell ab, wie sie gekommen waren. Erst, als ich sechzehn geworden war, wagte ich mich wieder an ein Mädchen heran und stellte erstaunt fest, dass sich wahrhaftig etwas in mir verändert hatte. Ich ging anders mit ihm um als mit den vorherigen Mädchen. Und so ist es auch in den folgenden Jahren geblieben.

Ich genoss meinen Jagdtrieb, liebte es, zu flirten und gelockt zu werden, aber wenn ich mit einer Frau zusammen war, behandelte ich sie immer respektvoll, und im Gegensatz zu meinen Freunden redete nie vor anderen über die gemeinsam verbrachten Stunden. Ich hielt meinen Klassenkameradinnen die Türen auf, wenn es sich ergab, lieh ihnen meine Jacke, sobald ich merkte, dass sie froren, und wann immer ich sah, dass ein Mädchen blasser und kränklicher wirkte als sonst, ging ich besonders rücksichtsvoll mit ihm um. Ich hatte das nicht beschlossen, es geschah einfach, wie eine unweigerlich eintretende Wirkung jenes Gesprächs, das meine Mutter mit mir geführt hatte.

Auch ihr begegnete ich anders als zuvor. Ich begann sie immer öfter Salome zu nennen und es gab Tage, an denen ich niemals ein »Mama« über die Lippen gebracht hätte und sie auf mich nicht wirkte wie eine Mutter, sondern wie eine weise Frau, die uralte Mysterien in sich hütete, unantastbar und nicht für männliche Augen bestimmt. Sie war nicht immer so gewesen – zwar stets außergewöhnlich schön, aufrecht und stolz, aber erst nach der Ehekrise mit meinem Vater waren jene Qualitäten in ihr zum Vorschein getreten, die ich nie richtig verstanden, aber immer geachtet hatte.

Umso erbärmlicher fühlte ich mich, als sie mich nun auf diesen sonderbaren, geheimnisvollen Abend ansprach, der mir mein Leben lang im Gedächtnis haften bleiben sollte. Es kam mir so vor, als habe ich mich nicht nur Katinka, sondern auch ihr gegenüber falsch verhalten.

»Ich erinnere mich an alles«, murmelte ich. »An jeden Satz.«

»Das freut mich und ich weiß, dass du anständig mit Frauen umgehst, Elijah. Betrachtetest du Katinka denn als eine Frau?«

»Nein«, antwortete ich ehrlich. Das ging gar nicht. Sie war noch ein Mädchen. Kein Kind mehr, aber ein Mädchen.

»Sie wird körperlich jedoch gerade zu einer Frau. Das kann sehr reizvoll sein. Vielleicht ist es sogar die reizvollste Phase für Männer, denn Mädchen in diesem Alter sind in höchstem Maße beeinflussbar und gleichzeitig fangen sie unbewusst an, mit ihren Reizen zu spielen. Wie sicher bist du dir, dass du davon unberührt bleibst?«

»Gar nicht«, gestand ich nach einer langen Pause und spürte, wie meine Wangen warm wurden. Ich hätte gerne etwas anderes geantwortet, doch ich konnte meine Mutter nicht anlügen. Im Moment wusste ich überhaupt nicht, was ich für Katinka empfand. Doch ich ahnte, dass diese Gefühle mein Leben zu bestimmen begannen, und das in einem dramatischen Ausmaß. Unsere Verbindung konnte alles zerstören, was ich mir bisher aufgebaut hatte.

»Du bist in ihr Haus eingedrungen.«

»Sie hat mich darum gebeten! Sie wollte das ...« Oh verdammt, nicht einmal darin war ich mir sicher. Ich hatte nie den überraschten Ausdruck in ihren Augen vergessen, mit dem sie mich angesehen hatte, als ich plötzlich vor ihr stand.

»Das mag sein. Aber du bist erwachsen, Elijah, du musst wissen, was richtig ist und was nicht, erst recht, wenn sie es nicht weiß. Ich verurteile keine deiner Empfindungen, sie dürfen alle sein. Du musst dir nur über sie im Klaren sein. Tu, was sie noch nicht kann.

Werde dir deiner Absichten bewusst und ziehe daraus die nötigen Konsequenzen.«

Salomes Worte waren niederschmetternd. Denn sie meinte nicht, dass ich mich Katinka als Mann nähern sollte, wenn ich feststellte, dass ich sie auf diese Weise in meiner Nähe haben wollte. Sondern dass ich mich dann von ihr fernhielt. Das war es, was sie mit »Konsequenzen« meinte.

»Ich möchte ihr helfen«, beteuerte ich erstickt. »Nicht mit ihr schlafen.«

»Das glaube ich dir sogar, Elijah. Aber dabei können Gefühle entstehen, die ihr nicht helfen, sondern alles schwieriger machen. Ich muss mich schützend vor sie stellen, verstehst du das?«

Ich nickte und schüttelte gleichzeitig den Kopf. Ja, hier trat eine erfahrene Frau für ein junges Mädchen ein, mütterlich und liebevoll, und das, obwohl sie Katinka gar nicht kannte. Alleine dafür liebte ich sie. Aber ich war auch noch da.

»Ich möchte das tun, Salome. Mich schützend vor sie stellen. Deshalb habe ich sie umarmt ...«

Wenigstens jetzt war ich mir sicher, die Wahrheit zu sagen, und meine Mutter lächelte mich sinnend an.

»Das weiß ich und ich glaube, dass es in diesem Moment richtig war. Leider sind dabei die belastendsten Fotos entstanden.« Seufzend griff sie in eine graue Mappe und schob mir einen Ausdruck rüber, eine ganze DinA4-Seite Katinka und ich. Sie verschwand fast in meinen Armen und wenn man nicht wusste, dass sie vor lauter Weinen beinahe zusammengebrochen war, konnte man denken, diese Umarmung sei erotischer, begehrtlicher Natur gewesen. Irgendwie sahen wir schön zusammen aus. Trotzdem schob ich das Foto sofort wieder weg. »Manuel hat die Vorwürfe erst einmal abgeschmettert und behauptet, sie seien aus dem Zusammenhang gerissen – was ja vermutlich stimmt. Jemand will dir an den Kragen, Elijah, und das lässt mich zornig werden. Die Anzeige ist anonym erstattet worden, feige ist er also auch. Er sollte mir nicht vor die Füße treten, denn ich kann nicht versprechen, dass ich dann fair bleibe. Aber alles, was uns widerfährt, hat einen Sinn, auch und gerade die schmerzhaften Ereignisse. Hast du diesen Sinn verstanden?«

Schulterzuckend schaute ich aus dem Fenster. »Ich soll ... herausfinden, wie ich für Katinka fühle und was ich von ihr will?«

»Ja«, antwortete Salome entschieden. »Diese ganze Geschichte fordert dich heraus, dir deiner Absichten bewusst zu werden. Sei

ehrlich zu dir. Sie ist ein besonderes Mädchen, ich sehe das auch. Etwas an ihr berührt mich und ich weiß, dass es Levy ähnlich geht. Aber er ist in ihrem Alter, da darf das sein. Du bist erwachsener und erfahrener und das birgt Verantwortung.« Sie schob das Foto zurück in die graue Mappe. »Dein Vater, Levy und ich fahren gleich nach Holland ans Meer, sodass du das Haus für dich alleine hast und genügend Zeit und Raum bekommst, über alles nachzudenken. Wir sind Sonntagabend wieder zurück.«

Ich schluckte schwer – sie nahmen Levy mit, meinen einzigen Trost in diesen dunklen Stunden. Das war hart, aber ich verstand den Sinn dahinter. Ich musste mir selbst begegnen. Wenn Levy bei mir war, wollte ich immer nur ihm begegnen, nicht mir. Ich selbst rutschte dabei völlig in den Hintergrund.

»Danke«, sagte ich nach einem kurzen Moment des Schweigens aufrichtig und folgte dem Impuls, achtungsvoll meinen Kopf zu senken. Salome konnte auch anders sein, eine richtige Mama, lieb und weich und verspielt, aber jetzt erstarrte ich fast vor Ehrfurcht.

So leise wie möglich entfernte ich mich aus ihrem Raum, ging zurück in mein Zimmer und blieb reglos vor dem offenen Fenster stehen, um die raue Januarluft zu inhalieren und mir Kühlung zu verschaffen. Es dauerte nur wenige Minuten, bis die Haustür klapperte und der Wagen davon fuhr. Levy hatte mir nicht mehr Tschüss gesagt. Es musste ihn zerrissen haben, genauso wie mich, doch auch er respektierte Salomes Entscheidungen.

Die plötzliche Stille im Haus begann schon bald an meinen Nerven zu sägen und ich suchte vergeblich nach Zerstreuung. Es war erst Samstagvormittag, ich hatte noch anderthalb Tage Zeit, um Salomes Rat zu folgen. Hinter mir lag eine harte Nacht, in der ich kaum geschlafen hatte, ich hatte jedes Recht der Welt, erst einmal etwas zu essen und mich vor dem Fernseher auszuruhen.

Doch der Kaffee schmeckte ebenso wenig wie die halb verbrannte Tiefkühlpizza, und nach drei Folgen »Dark« schien auch mein Leben nur noch aus einem dunklen, abgründigen Höhlensystem zu bestehen, in dem ich ständig zwischen den Zeitebenen meines Seins hin- und hergerissen wurde.

Mein Verstand konnte nicht damit aufhören, zurückzuspulen und mich penetrant auf jene Momente hinzuweisen, in denen ich hätte anders handeln müssen, und wurde es nicht leid, mir einzuflüstern, dass niemand eine stärkere Motivation als Katinka selbst hatte, mir ein Bein zu stellen.

War es nicht merkwürdig, dass sie mich erst so hart abgewiesen, wenige Tage später jedoch meine Umarmung zugelassen, ja, sie sogar erwidert hatte? Hatten ich mich nicht schon die ganze Zeit beobachtet gefühlt, wenn wir im Schulhaus aufeinandergetroffen waren? Natürlich hatte sie mich zu Hause nicht an sich heran gelassen, da war ja niemand gewesen, der Beweisaufnahmen machen konnte, und in Wahrheit verabscheute sie mich wie ein gammeliges, verdorbenes Stück Fleisch ...

Mein Kopf stellte die abenteuerlichsten Theorien auf und eine davon bohrte sich tiefer in meinen Bauch als die andere. Schon begannen Salomes Worte über Katinkas Verletzlichkeit und den Respekt vor Frauen zu verblassen und andere, höhnische Behauptungen schoben sich davor. Auch Frauen konnten grausam sein. Vor allem aber agierten sie oft hinterlistig, sie stellten Fallen wie Spinnen, webten ihre Opfer ein, nachdem sie sie mit ihren schier magischen Praktiken bezirzt hatten. Sagte man nicht, Frauen seien in Wahrheit um ein Vielfaches abgründiger als Männer? Und hatte Katinka nicht Hexenaugen, grün und schräg und undurchschaubar?

Ich verfluchte mich selbst für meine nachtschwarzen Gedankengänge und nach einigen Stunden sah ich keine andere Möglichkeit mehr, als sie mit Alkohol zu betäuben. Sie hatten mich gnadenlos unterjocht und ließen keinen anderen Vorstellungen mehr Raum.

Ohne Sinn und Verstand plünderte ich den Weinkeller meiner Eltern und trank eine ganze Flasche Rotwein, ohne dass ich irgendeine Linderung verspürte. Ich konnte kaum mehr gerade sitzen, aber noch wollte mein Kopf keine Ruhe geben. Also entkorkte ich die nächste Flasche, einen alten Jahrgang, vermutlich teuer und selten, aber selbst das war mir gleichgültig. Ich machte mir nicht mehr die Mühe, ein Glas zu benutzen, sondern führte sie nachlässig an meinen Mund, wie ein Säufer, der schon lange seine Selbstachtung über Bord geworfen hatte. Endlich begannen meine Gedanken blasser zu werden, verloren ihre sezierende Schärfe und ihr erbarmungsloses Gift, und mein Kopf sank schwer auf die kalte Tischplatte, als plötzlich mein Handy piepste.

Alleine der Gedanke, dass Levy sich meldete, brachte mich dazu, es aus meiner Tasche zu ziehen. Die Zeichen auf dem Display tanzten wild durcheinander, und ich brauchte mehrere Anläufe, bis ich die Nachricht entziffern konnte – eine knappe Mail von Robin. »Wenn es an der Tür klingelt, mach auf.« Robin. Robin!? War er es

etwa gewesen, der mich an die Polizei verraten hatte? Trotz meiner Trunkenheit wies mich ein wacher, klarer Anteil meiner selbst eisig darauf hin, dass ich langsam paranoid wurde und das nicht sein konnte, er lebte schließlich in Hannover. Doch meine Vernunft erreichte mich nicht mehr.

Ja, ich würde die Tür öffnen, wenn dieser kleine Scheißer hier klingelte und seinen Triumph feiern wollte, oh ja ... ich ... Da war er auch schon. Das Läuten tat mir im Kopf weh und mein Bauch gluckerte mahnend, als ich schwankend zur Tür lief, die Rotweinflasche in meiner Rechten und bereit, sie als Waffe zu benutzen, wenn es sein musste. Noch bevor ich die Klinke zu fassen bekam, wurde mir so schwummrig, dass ich gegen die Wand prallte und die Flasche auf den Boden fallen ließ, wo sie scheppernd in tausend Scherben zerschellte. Unter einem derben Fluch brachte ich mich wieder ins Gleichgewicht und riss die Tür auf.

»Du ...«, grollte ich und blinzelte. Moment. Das war gar nicht Robin.

»Ja, ich. – Mann, siehst du scheiße aus.« Katinkas Augen wanderten skeptisch über mich, die Rotweinflasche am Boden und hefteten sich erneut auf mein Gesicht. Jegliche Aggression in mir war verpufft, mir war nur noch todsterbensübel. »Okay, du bist voll. Kann ich trotzdem reinkommen? Ich hab nicht viel Zeit, ich muss in zehn Minuten zurücklaufen.«

»Laufen?«, echote ich mit schwerer Zunge und unterdrückte einen Rülps.

»Ja, wie soll ich denn sonst hierher kommen, ohne dass es auffällt? Hab es als Training getarnt.« Alter Schwede, dachte ich, toughes Mädchen. Das waren insgesamt ... Moment ... wie viele Kilometer waren das ...

»Halbmarathon«, erklärte sie sachlich, als sie meine gerunzelte Stirn bemerkte. »Elijah, bitte, ich bin in Eile. Lass mich rein.«

Willenlos trat ich zur Seite und Katinka machte einen großen Schritt nach vorne, um nicht in die stinkende Weinlache zu treten. Zielsicher steuerte sie die Küche an, als sei sie schon oft hier gewesen. Ich hatte Mühe, ihr zu folgen, denn die Wände fingen an, sich zu bewegen und der Fußboden war zu einer unruhigen See geworden. Nichts war mehr fest, alles veränderte sich, wie in meinem Leben. Es gab keine verlässlichen Planken mehr.

Ich schaffte es gerade noch bis zur Spüle, wo ich mich würgend über das Becken beugte und jede Menge rote Brühe kotzte. Zu wenig im Bauch, zu viel und schnell getrunken. Keuchend hielt ich

mich an der Armatur fest, bis die Krämpfe endlich nachließen. Ich wollte auf der Stelle sterben.

»Wenn du das noch einmal machst, bist du mich für immer los.«

»Sorry ...«, krächzte ich und sank gegen den Kühlschrank, mein Gesicht bedeckt von kaltem Schweiß. »Ich glaube, das war alles.«

»Ich hoffe es, sonst fange ich auch noch damit an.« Mit angewidriger Miene trat Katinka zu mir, drehte den Hahn auf und begann mit bloßen Händen die Spüle auszuwischen. Es gab sicherlich angenehmere Nachmittagsbeschäftigungen, aber sie hörte erst auf, als alles wieder sauber war, griff nach einem Küchenhandtuch, hielt es unter das kalte Wasser und legte es mir wortlos in den Nacken.

»Können wir uns kurz setzen? Ich hab noch fünf Minuten.«

Der Weg zum Küchentisch kam mir unendlich lang vor, noch immer schien der Boden unter mir bei jedem Schritt nachzugeben, doch meine Gedanken wurden einen Hauch klarer und ein peinigendes Hämmern schoss in meine Schläfen.

»Das guckst du dir an, wenn du wieder nüchtern bist, ja? Ist jetzt nicht wichtig.« Katinka hob ein blaues, großes Kuvert in die Luft. »Ich lasse es nicht hier auf dem Tisch, am Ende spuckst du noch drauf. Ich lege es dort hin, okay?« Sie stand auf und lehnte es auf der Flurkommode gegen die Wand, sodass ich es nicht übersehen konnte, wenn ich wieder in der Lage war, durchs Haus zu laufen. »Nicht vergessen.«

Wie eine Katze auf der Pirsch kehrte sie an den Tisch zurück, setzte sich mir gegenüber und schaute mich prüfend an. Ich fragte mich, wie man zehn Kilometer joggen und danach so ruhig atmen konnte; sie schwitzte ja nicht einmal.

»Deshalb, Elijah«, sagte sie nach einem stillen Moment beschwörend und ohne jeden Zusammenhang. »Deshalb geht es nicht, verstehst du? Weil sie immer einen Weg finden, zu zerstören, was mir lieb ist.«

Ich hörte ihre Worte, überlaut und schmerzhaft deutlich, doch ich konnte sie nicht entschlüsseln; sie blieben leere Hülsen. Seufzend blickte Katinka auf ihre Uhr. Die Zeit rannte ihr davon, weil ich unfähig war, mich zu unterhalten.

»Ich war es nicht, Elijah, und du hast nichts Verkehrtes getan. Nicht aus meiner Sicht, ja? Hörst du mich überhaupt? Kannst du mir folgen?«

Ich nickte und jaulte im gleichen Moment schmerzerfüllt auf. Jede Bewegung war eine zu viel und drohte meinen Schädel zum

Platzen zu bringen. Das nasse Handtuch war durch mein Nicken zu Boden gefallen, doch Katinka hob es für mich auf und strich mir damit langsam über Stirn und Schläfen.

»Ich muss weiter. Es wird bald dunkel und bis dahin muss ich zu Hause sein. Aber ich gebe dir einen Tipp, Elijah.« Noch einmal befeuchtete sie meine Stirn, drückte mir das Tuch in die Hände und stand auf, um neben mich zu treten und ihre Lippen meinem Ohr zu nähern, als wolle sie sichergehen, dass ich jedes Wort in mich aufnahm. »Judas war Jesus' bester Freund gewesen.«

Die zufallende Tür ließ mich noch einmal aufstöhnen, nun war selbst das leiseste Geräusch eine Tortur, doch Katinkas letzter Satz hatte seinen Weg in mein Gehirn gefunden – und er wirkte sofort.

Judas war Jesus' bester Freund gewesen.

»Nein ...«, hörte ich mich grollen und hoffte, mich zu irren, ach, dass alles, was in den letzten vierundzwanzig Stunden geschehen war, nichts weiter war als ein abstruser Irrtum, vielleicht sogar nur ein böser Traum. Denn es ergab keinen Sinn. Und doch war es das einzige Puzzleteil, das passte. Außer Levy und Robin hatte nur ein Mensch von mir und Katinka gewusst. Er war in der Nähe gewesen, als ich sie in den Arm genommen hatte, ich hatte ihm sogar von ihr erzählt und und ihn gebeten, meine Eltern zu informieren, nachdem ich festgenommen worden war ...

Moritz. Moritz, den ich schon seit dem Kindergarten kannte und mit dem ich zeitweise fast jeden Tag zusammen gewesen war. Mein bester Freund. Mein schlimmster Verräter?

Mein Kiefer knirschte vor unterdrückter Wut, als ich ins Badezimmer lief, wo ich mich ein zweites Mal übergab und anschließend meinen Kopf unter die eiskalte Brause hielt, bis der Boden endlich aufhörte zu schwanken und ich wieder einigermaßen klar sehen konnte. Ich war immer noch betrunken, aber in der Lage, ein Gespräch zu führen – und ich hatte vor nichts mehr Angst. Auch vor der Wahrheit nicht.

»Kannst du vorbeikommen?«, schrieb ich Moritz über WhatsApp. »Ist alles ziemlich scheiße hier. Brauche jemanden zum Reden. Oder Zocken.« Zwinkernder Smiley dahinter, abgeschickt.

Es dauerte nicht lange, bis die Antwort eintrudelte. »Okay, klar, bin unterwegs.«

Bis er da war, schaffte ich es unter brutal pochenden Kopfschmerzen, die Rotweinlache aufzuwischen und die Scherben zu entsorgen, sodass die Spuren meines Privatbesäufnisses weitge-

hend vernichtet waren, als ich Moritz öffnete. Nur die Spuren in meinem Gesicht konnte ich nicht kaschieren – aber das wollte ich gar nicht. Ich sah gefährlich aus mit meinem halbnassen, chaotischen Haar, meinen geröteten Augen und dem harten, fatalistischen Ausdruck in meinen Zügen. Levy wollte ich so niemals gegenüberreten, für Moritz war es genau passend.

»Hey, Liah«, begrüßte er mich mit einem Lächeln, für das jeder Schauspieler vom Set geflogen wäre. »Hab gehört, dass du in Schwierigkeiten bist ... was für eine Kacke ...«

Ich ließ ihn bis in die Küche laufen, wo nur das nasse Handtuch an das erinnerte, was vorhin geschehen war, doch Katinkas Worte waren immer noch so präsent, als habe sie sie mir eben erst ins Ohr geflüstert – und sie verliehen mir Kräfte, die meine Übelkeit und Kopfschmerzen zu einer Nichtigkeit verkommen ließen. Moritz wollte sich gerade in alter Gewohnheit eine Cola aus dem Kühlschrank greifen, als ich ihn grob an der Schulter packte und so heftig herumwirbelte, dass er das Gleichgewicht verlor und gegen die Wand prallte.

»Ey, was ist denn ...«

»Du weißt genau, was los ist.« Ich sprach ruhig und leise, doch meine Stimme ließ selbst mir einen Schauer über das Rückgrat laufen. Ich klang, als hätte ich jemanden umgebracht. »Warum, Moritz? Warum hast du das getan?«

»Ich ... ich hab doch nichts ... was redest du da, ich ...«

»Lüg mich nicht an!« Jetzt brüllte ich und mein eigenes Echo hallte tausendfach in meinem Schädel wider, doch der Schmerz drang nicht bis zu mir durch. »Du bist der einzige, der davon wusste, und du warst immer in der Nähe, *du* hast die Aufnahmen gemacht und sie der Polizei geschickt!«

»He, langsam, Alter.« Moritz hob beschwichtigend die Hände, doch er war leichenblass geworden und seine Lider zuckten nervös. »Keine Ahnung, was da zwischen dir und dem Mädél läuft, aber diese Borderline-Tussen sind zu allem fähig, die ...«

Noch einmal rempelte ich ihn gegen die Wand. Nie zuvor hatte ich einen Menschen geschlagen. Ich verabscheute Gewalt und hätte sie nur als letzte Lösung gewählt, wenn jemand Levy etwas angetan hätte. Aber jetzt stand ich kurz davor, Moritz windelweich zu prügeln. Trotzdem trat ich einen Schritt zurück und wartete, bis er wieder sicher auf beiden Füßen stand.

»Borderline-Tussen? Wer ist denn hier der Grenzgänger? Du hast uns belauert und heimlich Fotos von uns gemacht, wie ein Stal-

ker, und mich dann noch angezeigt! *Dein Verhalten ist krank, Moritz, nicht das von Katinka! Du zerstörst damit mein Leben und ihres wahrscheinlich auch!*«

Mit schmerzverzerrtem Gesicht rieb Moritz seinen Oberarm. Ich hatte ihn eingekesselt, zwischen Kühlschrankschrank und Vorratskammer, er hatte keine Chance, zu flüchten, und ich sah, wie Angst in ihm hochstieg. Ich war stets größer und stärker als er gewesen und das wusste er. Doch als er den Kopf hob und mich anschaute, sah ich etwas jenseits von Angst in seinen Zügen – und vor allem jenseits von Liebe. Es war so kalt, dass ich fröstelte.

»Das tust du schon selbst ganz gut, Elijah. Denn dieses Mal hast du eine Grenze überschritten.« Mit heruntergezogenen Mundwinkeln spuckte er vor mir aus, eine Geste der puren Verachtung. »Dass ihr Juden immer glaubt, alles haben zu können ...«

»Was!?!« Ich war so fassungslos, dass ich mich beinahe an meinem eigenen Atem verschluckte. »Was hast du da gesagt?«

»Du hast schon richtig gehört, Elijah.« Verschlagen wanderten seine Augen über meinen Körper. »Du glaubst, du kannst dir alles nehmen, auch die kleinen Mädchen, was? Wenn du es nur willst, kannst du es dir nehmen ... bekloppte Weiber ficken ja bekanntlich gut, oder? Aber dieses Mal hast du eine Grenze überschritten ...«

»Raus! Sofort!« Die Gläser in der Vitrine hinter mir schepperten klirrend, so brachial schallte meine Stimme durch das Haus, und Moritz reagierte, als habe ich vor ihm in die Luft geschossen. Mit einem seltsamen Winseln, das klang wie ein junger Hund, der getreten worden war, drückte er sich an mir vorbei und rannte taumelnd der Tür entgegen. Dort, wo die Rotweinflasche zerbrochen war, quietschten seine Sohlen auf dem Boden; die Fliesen klebten noch. Dann fiel die Tür ins Schloss – zum letzten und dritten Mal an diesem stockdunklen Tag.

Ich weiß nicht, wie lange ich mit grausam schmerzenden Schläfen und eiskaltem Rücken in dieser Ecke verharrte, zwischen Kühlschrankschrank und Kammer, und zu verarbeiten versuchte, was Moritz zu mir gesagt hatte – und was er über Katinka gesagt hatte. Eine Bemerkung war abgründiger als die andere gewesen und alle genährt von Neid, Missgunst und blankem Hass. *Dass ihr Juden immer glaubt, alles haben zu können ...* Gott, wir waren doch zusammen aufgewachsen, er musste besser wissen als jeder andere, dass ich meinen Mitmenschen ihr Glück gönnte und meine Eltern mir nicht permanent Puderzucker in den Hintern pusteten – im Gegenteil, sie

hatten Levy und mich immer ermahnt, dankbar zu sein und uns von klein auf daran erinnert, dass das, was wir hatten, nicht selbstverständlich war. Moritz wusste darum! Ich jobbte in den Ferien, seitdem ich fünfzehn war, mir war nichts geschenkt worden.

Doch bald ahnte ich, dass jedes rationale Argument scheiterte. Da war etwas in ihm gewesen, das keine Vernunft je erreichen konnte – und nur kurz vorher hatte ich mich in einem ganz ähnlichen Zustand befunden. Wäre Katinka nicht vorbei gekommen, hätte ich mich vielleicht sogar von Moritz einlullen lassen und weiterhin sie verdächtigt. Er hätte sein Ziel erreicht. Doch jetzt hatte er seinen Verrat selbst zugegeben.

Er war es gewesen.

Die ganze Zeit schon hatte er uns beobachtet und nur auf den passenden Moment gewartet, mich zum Fallen zu bringen.

Katinka hatte recht gehabt, mein bester Freund war mein Verräter geworden.

Plötzlich verspürte ich das Bedürfnis, mich auszuziehen, meine Klamotten zu verbrennen und mich so lange zu schrubben, bis ich mich endlich wieder sauber fühlte. Mir war, als hätte ich tagelang in einer Grube voll Exkrementen und Aas gelegen, deren Geruch sich längst in meiner Haut festgesetzt hatte.

Ich duschte fast eine Stunde lang, shampooinierte mir immer wieder wie getrieben die Haare und fuhr mit dem Schwamm mechanisch über meine Brust, meine Arme und meinen Bauch, bis ich so müde wurde, dass ich kaum mehr stehen konnte.

Mit letzter Kraft schleppte ich mich zu meinem Bett und schob mich nackt, rot und nass wie ein Baby, das gerade erst geboren worden war, unter meine Decke.

Noch ehe ich meine Beine angewinkelt hatte, war ich eingeschlafen.



Sweetest Smile

Erst spät am nächsten Morgen fand ich wieder zu mir. Meine Kopfschmerzen waren erträglich geworden und bis auf ein lästiges Sodbrennen war mir nicht mehr übel. Aber mein Appetit blieb fern, sodass ich, getrieben von einem mächtigen Durst, nur Wasser trank und das leere, bohrende Gefühl in meinem Magen ignorierte.

Obwohl ich inzwischen verstand, was geschehen war und auch ahnte, warum, lastete immer noch etwas zu schwer in meinem Kopf, drückte auf meine Kehle und auf meine Ohren, und meine Augen waren so trocken, dass ich ständig blinzeln musste – ein Gefühl, als habe sich eine Wimper gelöst und sei in ihnen hängen geblieben. Rastlos lief ich im Haus umher, stellte mich in jedem Raum an die Fenster, schaute aufs raureifüberzogene Land hinaus und dachte nichts.

Ich wollte nicht mehr denken. Ich wollte etwas spüren. Nicht in meinem Körper, der sich inzwischen an allen erdenklichen Stellen über die Nichtachtung seiner Bedürfnisse zu beschweren begann, sondern tiefer, als gäbe es unter meinen Knochen, Muskeln und Organen eine weitere Schicht meines Seins.

Ich wusste, dass ich alleine war und Salome, Papa und Levy sich weit weg an der See befanden. Dennoch löste ich mich erneut vom Fenster und lief noch einmal in jedes Zimmer, sogar in Mamas Büro, wie zur letzten Überprüfung, der einzige Mensch in diesem Haus zu sein. Dann legte mich ins Bett, starr wie eine Leiche, die Arme über der Brust verschränkt, und wartete.

Es änderte nichts.

Nur wenige Minuten später stand ich im Badezimmer und stierte in den Spiegel. Fast erschrak ich über meinen eigenen Anblick: Bartstoppeln im Gesicht, dunkle Ringe unter den Augen, die Lippen zusammengespreizt, die Haare hingen wirr in meine Stirn. Ich wusste



nicht, welchen Mann ich anschaute. Er war mir fremd geworden. Doch ich ahnte, was ich tun musste, um mich selbst wiederzufinden, auch wenn sich alles in mir dagegen sperrte.

»Los, mach schon«, forderte ich mich leise auf, meine Stimme tief und heiser. Niemand sah mich. Es durfte sein. Doch meine Augen blieben leer. In finsterner Entschlossenheit nahm ich eine Pinzette und zog damit grob an meinen Brauen.

Erst waren es nur meine Augen, die sich ergaben. Doch nach dem ersten tiefen Schluchzer wanderte die Trauer in meine Kehle, tropfte in meine Brust und erreichte schließlich meine Seele. Blind vor Tränen lief ich ins Wohnzimmer, legte »Sweetest Smile« von Black auf, sank auf das Sofa und heulte um all das, was ich in nur wenigen Tagen verloren hatte. Ich hatte jahrelang nicht mehr geweint, zumindest konnte ich mich nicht daran erinnern, doch es schien in mir eine Art Reservoir gegeben zu haben, in dem sich sämtliche Tränen, die ich mir verkniffen hatte, gesammelt hatten – und nun war der Damm gebrochen.

Erst, nachdem ich den Song das dritte Mal hintereinander abgepielt hatte, begannen sie zu versiegen und ich suchte schniefend nach Taschentüchern. Während ich meine Nase putzte, knurrte mein Magen vorwurfsvoll und krampfte sich gleichzeitig zusammen. Ich musste endlich wieder auf die Beine kommen, etwas essen, zur Normalität zurückfinden. Doch das Weinen hatte mich so matt und ruhig werden lassen, dass ich trotz meines nagenden Hungers auf dem Sofa liegen blieb und unter wirren Träumen vor mich hin döste, bis das Klingeln an der Haustür mich aus meiner apathischen Trance riss.

Argwöhnisch lauschend richtete ich mich auf. Es war früher Nachmittag, an einem Sonntag – hatte Katinka etwa wieder den weiten Weg auf die andere Seite des Rheins zu Fuß zurückgelegt, um zu mir zu kommen? Falls ja, wollte ich sie auf keinen Fall draußen stehen lassen, egal, wie jämmerlich ich aussah.

Mein Bauch knurrte fast den ganzen Weg bis zur Tür, doch als ich sie öffnete, zuckte er alarmiert zusammen und vergaß jeglichen Hunger.

»Ich will dich nicht sehen«, bellte ich kalt, aber Moritz besaß die schnelleren Reaktionen und hatte mir die Tür aus der Hand gezogen, ehe ich sie zuschlagen konnte.

»Hör mir zu, Elijah – ich war bei der Polizei. Hab ihnen gesagt, dass an der Geschichte nichts dran ist und ich aus Eifersucht gehandelt hab und ... Na ja, du weißt schon.«

Nein, wusste ich nicht. Ich kapierte es immer noch nicht, ließ ihn aber weiterreden, meine Augen auf seine Füße gerichtet.

»Sie lassen die Anklage fallen. Klang jedenfalls so. Aber Liah – das mit den Fotos war nicht meine Idee. Ich bin beauftragt worden.«

»Beauftragt? Ist das jetzt eine billige Ausrede?«

»Nein. Ich weiß, es klingt verrückt, aber ... Vor einigen Wochen hat mich so ein Typ angesprochen, in der Nähe der Schule. Er sagte, er sei ein Privatermittler und da er das Schulgelände nicht betreten dürfe, bräuchte er einen Assistenten. Er hat mir eine Menge Geld angeboten.«

»Wie viel?« Mal sehen, wo Freundschaft für Moritz aufhörte und seine Käuflichkeit anfang, dachte ich zynisch, meinen Blick immer noch auf seinen Schuhen.

»Dreitausend Euro. Kann mir davon endlich ein gebrauchtes Auto kaufen und ...«

»Verpiss dich.«

»Mann, Elijah, jetzt sieh doch auch mal meine Seite!« Moritz' Stimme hörte sich fast ebenso kaputt an wie meine, womöglich heulte er sogar, doch ich wollte ihm nach wie vor nicht gönnen, ihn anzusehen. »Weißt du eigentlich, wie das ist, mit dir befreundet zu sein? Immer warst du der Coole, der Schöne, der Sportliche von uns beiden, der mit der Kohle und den Verehrerinnen und den guten Noten, hast alles bekommen, was du wolltest ...« So ein Bullshit. Ellen hatte ich nie bekommen. Da hätte ich machen können, was ich wollte – sie hatte sich für einen anderen entschieden. »Eigene Wohnung, schickes Auto, einen tollen Namen ...«

»Das ist jetzt nicht dein Ernst, oder?« Ich lachte höhnisch auf. »Du wirfst mir auch noch meinen Namen vor?«

»Nein. Aber ich stand immer in deinem Schatten, immer. Dann geriet Katinka in meinen Fokus und ich dachte, ein, zwei Jahre noch, und ich hab Chancen bei ihr. Mädels wie sie sind doch froh, wenn sich einer für sie interessiert, die finden ja nicht so leicht jemanden, der es mit ihnen aushält, aber sie ist echt hübsch und ...«

»Halt endlich dein blödes Maul, Moritz.«

»Elijah ...« Plötzlich war eine solche Not in seinem Klang, dass mein Wille brach und ich seufzend mein Kinn hob, um ihn anzuschauen, ohne dabei in seine Augen zu sehen. »Meine Bemerkung über die Juden, das ... das ist ein Spruch von meinem Opa. Er haut ihn immer raus, sobald er was getrunken hat und über die Ungerechtigkeiten in der Welt jammert, und ich – in dem Moment schoss

er mir in den Kopf und ich hab ihn nachgeplappert, das war dumm, ja, aber ... Siehst du nicht, dass du immer alles bekommst und ich nichts?«

Ich wusste nicht, was ich erwidern sollte. Nein, falls das wirklich so gewesen war, hatte ich es nicht gesehen. Weil ich so nicht dachte. Ich hatte uns nie verglichen, warum auch? Außerdem hatte Moritz bisher keinen einzigen Satz darüber verloren. Wir hätten miteinander reden können. Allerdings wäre ich dadurch auch nicht kleiner und hässlicher geworden.

»Ich dachte, wenn du mal einen Denkanstoß bekommst, dann wachst du auf und begreifst, dass ...« Nun wusste Moritz selbst nicht mehr weiter. »Keine Ahnung, es fühlte sich gerecht an. Irgendwie fair. Aber nach unserem Streit gestern hab ich ein schlechtes Gewissen bekommen. Deshalb – ich hab gestanden. Jetzt bin ich wie immer der Freak und du bist der strahlende Held. Weltordnung wieder hergestellt.«

Nein, das war sie nicht. Selbst wenn die Anklage fallen gelassen wurde – ich würde mich Katinka nicht mehr unbeobachtet nähern können. Unser Paradies war stets winzig gewesen und eingezäunt von Stacheldraht, aber nun waren wir aus ihm vertrieben worden. Trotzdem überraschte mich die Information, dass Moritz angeheuert worden war – und plötzlich fiel mir wieder ein, was Katinka gestern gesagt hatte. *Sie finden einen Weg, zu zerstören, was mir lieb ist.* Wen meinte sie damit? Ihre Eltern? Oder gar eine ganze Sippschaft?

»Was war das für ein Typ?«, fragte ich rau. »Alt? Jung? Hatte er einen Akzent?«

»Kein Akzent, nein. Und er war nicht viel älter als wir. Schätze mal Mitte zwanzig, höchstens Ende zwanzig.«

Also war es nicht Katinkas Vater gewesen – sondern ein Ermittler, den ihr Vater beauftragt hatte? Mann, in welches Spinnennetz war ich da nur hineingeraten? Auch Moritz war an seinen klebrigen Fäden hängen geblieben. Das änderte jedoch nichts daran, dass er bereit gewesen war, für Geld unsere Freundschaft aufs Spiel zu setzen – eine Freundschaft, die dermaßen von Neid und Eifersucht zerfressen war, dass sie nur noch ein morbides Konstrukt gewesen sein konnte.

Ich sah keinen Sinn darin, länger mit ihm auf der zugigen Türschwelle zu verharren. Entschieden legte ich meine Hand um die Klinke und wollte ihm mit einem drohenden Blick bedeuten, dass er mich dieses Mal nicht daran hindern konnte, die Türe zu schließen, als mir das Veilchen in seinem Gesicht auffiel. Er konnte sein linkes

Auge kaum mehr öffnen, so dick waren seine Lider angeschwollen, und die Haut unter der Braue schimmerte in einem ungesunden Violett. Auch an seinem Kinn glaubte ich einen beginnenden Bluterguss zu erkennen. Verlegen senkte er die Wimpern und wandte sich halb von mir ab.

»Ich kann dir nur empfehlen, die Finger von ihr zu lassen, Elijah«, murmelte er trotzig. »Auch kleine Fäuste können wehtun.«

Ohne jede Erwidderung ließ ich die Tür ins Schloss fallen und lehnte mich aufatmend gegen die kalte Wand. Zum ersten Mal seit zwei Tagen spürte ich ein Lächeln auf meinen Lippen. Ja, auch kleine Fäuste konnten wehtun.

Du Teufelsweib, dachte ich in einem Anflug von Stolz, der warm meinen Brustkorb flutete, und schüttelte unwillkürlich den Kopf. Katinka musste Moritz aufgelauret und sich auf ihre ganz eigene Art für das gerächt haben, was er ihr angetan hatte – oder was er mir angetan hatte? Sie stand in diesem Spiel schließlich als unschuldiges Opfer da, das in die Fänge eines Oberstufenschülers geraten war, der seine Triebe nicht unter Kontrolle hatte. Ja, sie musste es für mich getan haben ...

Ein letzter Anflug von Schwindel ergriff meinen Kopf, als ich mich von der Wand löste und zurück ins Wohnzimmer ging, mich umsahe und plötzlich das Bedürfnis verspürte, gründlich für Ordnung zu sorgen. Ich hatte kein dramatisches Chaos angerichtet, doch ich glaubte, die Auswirkungen meiner Wochenendkatastrophe in jeder Ecke des Hauses fühlen zu können. Trotz der eisigen Kälte riss ich sämtliche Fenster auf, saugte und wischte alle Böden, brachte die Küche auf Hochglanz und taute nebenbei eine Portion Gulaschsuppe auf, bevor ich mich dem Badezimmer widmete, dort weiter putzte und dann meine Klamotten vom Vortag in die Waschmaschine warf.

Nur zum Essen gönnte ich mir eine kurze Pause, in der ich unruhig mit dem Knie wippte und die Suppe so schnell herunterschlang, dass ich mir mehrmals die Zunge verbrannte. Anschließend schmiss die Spülmaschine an, schrubbte die Arbeitsplatten, bis ich mich darin spiegeln konnte, und verlegte meinen Aktionismus in mein Zimmer, wo ich das Bett frisch bezog, den Schreibtisch aufräumte und meine Abiturunterlagen sauber aufeinander schichtete.

Erst beim letzten Kontrollgang durch das ausgiebig gelüftete Haus fiel mir das blaue Kuvert ins Auge, das Katinka gestern auf die Flurkommode positioniert hatte. Um hineinzuschauen, hatte ich

jetzt keine Zeit mehr, weshalb ich es in meine Schreibtischschublade legte – bevor Levy und meine Eltern zurückkamen, wollte ich geduscht, umgezogen und rasiert sein.

Während ich mich abtrocknete, als wolle ich mich dabei häuten, wurde mir bewusst, dass ich Salomes Aufgabe nicht erfüllt hatte – noch immer war ich mir nicht im Klaren darüber, was mich an Katinke anzog und wie ich für sie fühlte. Dafür waren etliche andere Dinge zutage getreten und eines war nicht zu übersehen: Ich konnte nicht weiter wie bisher durch mein Leben laufen. Vor allem aber konnte ich nicht mehr davor weglaufen.

Kaum hatte ich mich an meinen Schreibtisch gesetzt und mein Notebook hochgefahren, hörte ich das Garagentor summen.

Meine Familie wieder da.

Ich hoffte gar nicht erst, Levy würde zu mir kommen und mir vom Kurzurlaub erzählen, doch als es an der Tür klopfte und sie sich öffnete, war ich überrascht, Papa vor mir zu sehen und nicht meine Mutter. Normalerweise klärte ich alles Wichtige mit ihr – und ich war ihr ja auch noch Antworten schuldig.

Nach einer befangenen Begrüßung auf Distanz lehnte mein Vater sich neben meinem Schreibtisch an den Schrank, um mich ausführlich zu mustern – wahrscheinlich sah man mir deutlich an, dass die zwei zurückliegenden Tage kein Spaziergang durch einen Rosengarten gewesen waren.

»Du hast Glück, Elijah. Salome hat auf der Rückfahrt einen Anruf von Manuel bekommen. Die Ermittlungen werden eingestellt. Der Staatsanwalt ist bereit, davon auszugehen, dass der Hausfriedensbruch eine einmalige Sache war und sich nicht wiederholen wird. – Und der Rest hat sich ja geklärt«, fügte er nach einem weiteren forschenden Blick hinzu und lächelte bedauernd.

»Ja«, erwiderte ich und musste mich räuspern – ich hatte seit Stunden nicht geredet und einen dicken Frosch im Hals. »Ja, der hat sich geklärt.«

Ich war noch nicht bereit, über Moritz zu sprechen. Er war immer ein Freund unserer Familie gewesen, wir waren sogar zusammen in den Urlaub gefahren. Sein Verrat konnte auch an meinen Eltern nicht spurlos vorübergegangen sein und von seiner Juden-Bemerkung wollte ich ihnen gar nicht erst erzählen.

»Schule, hm?«, bemerkte Papa beiläufig und deutete mit dem Kinn auf mein leise tickendes Notebook und die Unterlagen, die sich neben ihm stapelten. Ich nickte und zuckte mit den Schultern. Jetzt

hatte ich ja genügend Zeit dafür – und mein Vater ein gutes Stichwort. »Elijah, meinen Söhnen kluge Ratschläge zu erteilen, ist nicht meine größte Stärke, aber in diesem Falle muss ich es tun. Kümmer dich um deine Zukunft.« Papas Blick wurde eindringlicher und ich kam mir auf einmal ziemlich klein vor. »Du weißt, dass wir von dir weder eine Verpflichtung bei der Bundeswehr noch einen geldbringenden Beruf erwarten. Das waren deine Ideen gewesen. Wichtig ist uns, dass du dich langsam für einen Weg entscheidest und dich darauf ausrichtest. Du hast noch genug Zeit dafür, auch, deine Noten aufzubessern, aber wir dulden nicht, dass du wegwirfst, was du dir aufgebaut hast. Du warst bisher immer ein guter Schüler, also sieh zu, dass du die Kurve bekommst.«

»Okay, werde ich.« Es war kein halbherziges Versprechen, ich meinte meine Worte ernst, aber ich fühlte mich, als müsse ich mich verteidigen. Derartige Unterredungen waren ungewohnt für mich, so etwas hatte es bisher nur selten gegeben. Auch wusste ich nicht so richtig, was die Sache um Katinka mit meiner beruflichen Zukunft zu tun haben sollte. Dennoch konnte ich nicht ignorieren, dass meine Leistungen seit der ersten Begegnung mit ihr kontinuierlich in den Keller gerutscht waren.

»Was das Mädchen betrifft ...« Papa seufzte leise. »Ich gebe dir einen letzten Rat, Elijah. Halte dich von ihr fern. Nicht, weil etwas mit ihr nicht in Ordnung sein könnte, sondern weil du anscheinend unter Beobachtung stehst und sie schlichtweg zu jung für dich ist. Tu es ihr zuliebe und dir zuliebe.« Wieder seufzte er, als fiele es ihm unendlich schwer, diese Sätze zu sagen. Doch seine Augen schauten mich so fordernd an, dass ich den Ernst seiner Worte nicht anzweifelte. Ich hatte außerdem selbst längst begriffen, dass ich Katinka aus dem Weg gehen musste. Aber keinem einzigen Menschen auf der Welt, nicht einmal Levy, hätte ich das Versprechen gegeben, mich ihr nie wieder zu nähern. Das konnte ich nicht, es ging über meine Vorstellungskraft hinaus.

Doch ich hatte nur noch wenige Wochen regulären Unterricht vor mir; insofern würde es mir in der Schule gelingen, sie zu meiden, und was danach kam, stand in den Sternen. Der Gedanke, nach meinem Schulabschluss von Levy und Katinka getrennt zu sein und in eine andere Stadt zu ziehen, um zu studieren, war quälend für mich. Schon die Jahre, in denen Levy auf die Grundschule gegangen und ich das Gymnasium besucht hatte, hatten mich teilweise an meine Grenzen gebracht.

Erst jetzt begriff ich, wie endlich alles geworden war. Mein Leben stand vor jener entscheidenden Wende, auf die alle anderen hinfieberten – nur ich wäre am liebsten freiwillig sitzen geblieben, um die Zeit anzuhalten.

Trotzdem schaffte ich es, erneut zu nicken und meinem Vater damit zu verstehen zu geben, dass ich einverstanden war. »Gut. Ach, und noch etwas, Elijah ...« Mit dem Rücken zu mir blieb er an der Tür stehen, die Hand schon auf der Klinke. »Wenn du morgen Zeit für dich brauchst und vom Unterricht fernbleiben möchtest, können wir das verstehen. Schau einfach, wie dir zumute ist.«

Ich blinzelte eine letzte, verirrte Träne weg, nachdem Papa mein Zimmer verlassen hatte. Meine Eltern hatten mir trotz des ganzen Chaos einen Freibrief fürs Blaumachen gegeben. Seitdem ich achtzehn war, konnte ich mich selbst entschuldigen und hatte dies schon einige Male genutzt, aber dass sie spürten, wie mitgenommen ich war, rührte mich und ich brauchte einige tiefe Atemzüge, bis ich mich wieder gefangen hatte.

Ja, es würde sicher heilsam sein, morgen auszuschlafen und nach und nach in die Realität zurückkehren zu können, und der Gedanke, Moritz in der Schule nicht begegnen zu müssen, entlastete mich. Nichtsdestotrotz blieb ich am Schreibtisch sitzen; ich wollte wenigstens in die Biologiemitschriften schauen und überprüfen, wie viel Lesestoff in meinem Kopf hängen geblieben war. Doch vorher nahm ich das blaue Kuvert aus der Schublade, in die ich es vorhin verfrachtet hatte, öffnete es und zog eine dunkelgraue Mappe heraus, auf der ein türkisfarbener Post-it klebte.

»Musst es nur noch abtippen. Aber spar den letzten Satz aus, sonst könnte am Ende ›Thema verfehlt‹ darunter stehen.«

Obwohl ich nicht wusste, worauf Katinka anspielte, musste ich schmunzeln und schlug neugierig die Mappe auf, in der ich drei eng beschriebene DinA4-Blätter fand. Die Handschrift hätte ich niemals einem fünfzehnjährigen Mädchen zugeordnet, sondern eher einem erwachsenen Künstler. Betitelt war der Aufsatz mit »E.T.A. Hoffmann – Die düstere Stimme der Romantik«. Mir entfuhr ein verblüfftes Lachen, als ich begriff, dass Katinka mir mein Deutschreferat abgenommen hatte – und das in einer Qualität, die mich sprachlos zurückließ. In diesem Punkt hatten ihre Eltern recht behalten. Für ein solch stimmiges Werk brauchte Katinka weder Computer noch Internet. Es war reif, durchdacht, spritzig und enthielt Satzkonstruktionen, die ich ihr nicht zugetraut hätte – denn

ich kannte vor allem ihr derbes Mundwerk, nicht jene Seite, die sich mir hier so überraschend offenbarte. Ich musste nichts mehr an dem Text ändern, auf die Gefahr hin, dass meine Lehrerin erkannte, dass er nicht aus meinen Gedanken entsprungen war.

Während des Lesens vergaß ich sogar, was auf dem Post-it gestanden hatte, und stutzte zunächst, als ich am letzten Satz angelangt war, den Katinka in größeren Lettern und etwas Abstand auf das untere Drittel der Seite gesetzt hatte – bis ich ihn zuordnen konnte und mein Lächeln bitter wurde.

»Das große Ziel war viel zu weit, für unsere Träume zu wenig Zeit ...«

Sie musste gehört haben, welcher Song in meinem Auto gelaufen war, während Levy und ich an Heiligabend den Dom angesteuert hatten. Und sie kannte ihn, zitierte ihn, spielte damit auf jene Wahrheit an, gegen die ich mich tief innen immer noch sträubte.

Unser gemeinsamer Weg war zu Ende.

Da mein YouTube-Verlauf seit Wochen sowieso nur die musikalische Vergangenheit zeigte, würde diese Suchanfrage auch nichts mehr ändern – und zuverlässig wie immer wurde mir der passende Track angezeigt. Doch ich schloss erst meine Tür ab und stöpselte die Kopfhörer ein, bevor ich ihn abspielte.

Ein Jahr ist schnell vorüber ... wenn der Nebel kommt ... mit silbernem Schweigen.

Ja, wir kannten uns nun ein Jahr lang – und hatten nie eine echte Chance gehabt. Doch das bedeutete nicht, dass ich mich für immer damit abfinden würde.

Noch bevor der Song verklungen war, zog ich meinen Füllfederhalter aus dem Mäppchen und schrieb wie zum letzten, widerstehenden Gruß unter Katinkas abschließende Zeilen:

»Du weißt genau, dass irgendwann einmal ein Wunder geschehen kann. Versuchen wir es wieder, solange man Träume noch leben kann.«



Wuthering Heights

Meine verbleibenden Schulwochen kamen mir vor, als würde ich unentwegt auf eine riesige Sanduhr starren und dabei zusehen müssen, wie der obere Teil sich leerte – in der Gewissheit, sie anschließend nie wieder umdrehen zu können. War einmal das letzte Körnchen durch die enge Passage gewandert, würde ich nichts mehr daran ändern können und hatte Katinka für immer verloren.

Es war nur ein schwacher Trost, dass Levy sie weiterhin sehen würde und ich ihn fragen konnte, wie es ihr ging. Ich traute seiner Wahrnehmung nicht genügend, um seinen Aussagen Vertrauen zu schenken; ich wusste ja, wie verträumt er war.

Trotzdem verfolgten mich die Worte meiner Eltern auf Schritt und Tritt; und sie erwiesen sich ihrerseits als taktisch kluge Spieler, indem sie mir dezent mehrere Berufswege demonstrierten. Immer wieder luden sie Freunde und Bekannte zu sich ein und baten mich zu sich an den Tisch, sodass ich die Möglichkeit hatte, in unterschiedliche Branchen hineinzuschnuppern. Ich hatte diese Methode rasch durchschaut – es war eben die Rosensteinsche Privatvariante der Berufsberatung.

Je mehr dieser Abende verstrichen, desto deprimierender wurde meine Gewissheit, kein besonderes Talent zu besitzen außer gut auszusehen, leidlich sportlich und ein verlässlicher großer Bruder zu sein, bis ich der felsenfesten Überzeugung war, dass es gar keinen idealen Beruf für mich gab und deshalb relativ egal war, welchen ich letztlich wählte.

Ich war schon drauf und dran, mich meinem ursprünglichen Plan zuzuwenden und für ein BWL-Studium zu bewerben, als Salome einen alten Vertrauten ihres Vaters einlud und mich erneut bat, ihr Gesellschaft zu leisten. Es war reines Pflichtgefühl, das mich dazu



trieb, mich zu meiner Mutter und ihrem väterlichen Freund zu setzen, doch etwas an Dr. Dreyfuss faszinierte mich von der ersten Sekunde an und ließ mich länger bleiben, als ich vorgehabt hatte.

Bis zum Dessert kam das Gespräch kein einziges Mal auf seinen ehemaligen Beruf. Mutter und er unterhielten sich über alle möglichen Themen des Lebens; sein einstiger Broterwerb rückte völlig in den Hintergrund. Für mich war er ohnehin nebensächlich geworden.

Ich war gebannt von Dr. Dreyfuss' zurückhaltender, weiser Güte und dem verständnisvollen Respekt, mit dem er mir begegnete, obwohl ich gefühlte siebzig Jahre jünger war. Er hörte mir stets aufmerksam zu, schaute mir immer wieder direkt in die Augen, ohne dass es mir unangenehm wurde, und war aufrichtig an meinen Sichtweisen interessiert. Als nach mehreren Stunden angeregtem Gespräch die Bemerkung fiel, dass die Psychologie ein Feld permanenter Weiterentwicklung sei und bleiben müsse, war ich wie elektrisiert und konnte förmlich spüren, wie mein Interesse sich auszudehnen begann.

Psychologie ... Dr. Dreyfuss war also ein promovierter Psychologe! Niemals hätte ich ihn in diesem Fachbereich eingeordnet. Für mich waren Psychologen bisher Menschen gewesen, die ihre Neugierde an den Privatangelegenheiten anderer zu ihrem Beruf gemacht hatten und Vergnügen daran fanden, Emotionen zu sezieren und analysieren. Doch Dr. Dreyfuss strahlte etwas anderes aus. Heute würde ich sagen, es war Menschenliebe. Damals konnte ich es nicht benennen, aber ich hatte Feuer gefangen.

Über Katinka zu sprechen, kam nicht infrage, doch zu gerne hätte ich ihm von ihr erzählt und ihn um eine Einschätzung gebeten – und erst, als ich im Bett lag und den Abend Revue passieren ließ, wurde mir klar, dass ich niemanden um eine solche Einschätzung bitten musste, wenn ich selbst Psychologie studieren und die menschliche Seele erforschen würde.

Katinka hatte mir ein Rätsel nach dem anderen aufgegeben und auch ich selbst war mir im vergangenen Jahr manchmal fremd geworden. Wäre es nicht spannend, zu erfahren, warum manche Menschen sich in die eine Richtung entwickelten und andere Menschen Wege wählten, die sie genau in die entgegengesetzte Richtung führten, obwohl beide objektiv betrachtet die gleichen Voraussetzungen bekommen hatten? Was brachte Eltern dazu, ihre Kinder in Liebe und Geborgenheit zu hüllen, sodass sie stabil und selbstbewusst

wurden, und andere, sie in einen goldenen Käfig zu sperren und jeden ihrer Schritte zu überwachen?

Noch vor der Schule setzte ich mich an mein Notebook, um mich über den Studiengang Psychologie zu informieren – und erlebte eine herbe Enttäuschung. An vielen Universitäten waren die Plätze knapp und wurden ausschließlich über den Numerus Clausus vergeben. Obwohl ich für das Referat in Deutsch 14 Punkte bekommen hatte – ich hatte Katinka nicht einmal davon erzählen können –, war ein solcher Durchschnitt nicht realistisch. In meinem Abschlusszeugnis würde eine 2 vor dem Komma stehen, mit etwas Pech sogar eine 3. Doch für die meisten Unis brauchte ich einen Einserdurchschnitt und bei meinen Favoriten, den beiden berühmten Hochschulen in Berlin, betrug die Wartezeit bei schlechteren NCs bis zu unglaublichen siebzehn Semestern.

Am meisten ärgerte ich mich jedoch über mich selbst. Ich war die ganze Zeit viel zu naiv und sorglos gewesen und hatte geglaubt, es würde sich schon alles fügen, wie so oft. Jetzt hatte ich Schwarz auf Weiß, dass meine Noten eine Rolle spielten – sogar eine entscheidende. Ich nahm mir vor, mich trotzdem zu bewerben, doch mir graute schon jetzt davor, mich jahrelang für irgendwelche miesen Jobs zu knechten, um dann mit Mitte zwanzig endlich meinen Studienplatz zugewiesen zu bekommen, womöglich an Drittklasseuni in einer xbeliebigen Stadt Deutschlands. Eine Privathochschule würde mein Vater mir kaum finanzieren wollen – außerdem gab es auch dort Eignungstests und ich zweifelte daran, dass ich sie bestehen würde.

Doch aller Widrigkeiten zum Trotz hatte ich mich längst festgebissen. Psychologie sollte es sein und nichts anderes.

Salomes Augen weiteten sich erstaunt, als ich ihr nach dem Abendessen beim gemeinsamen Abwasch von meinen Überlegungen erzählte, doch ihr Lächeln wirkte zufrieden und wich auch dann nicht aus ihrem Gesicht, nachdem ich ihr gebeichtet hatte, dass dieses Studium bei meinen derzeitigen Zensuren vorerst ein ferner Traum bleiben würde.

»Elijah, es ist doch ganz einfach«, unterbrach sie mich schließlich resolut. »Willst du Psychologie studieren?«

»Ja!«

»Dann wird sich ein Weg finden.« Noch immer lächelnd trocknete sie sich die Hände ab und hängte das Tuch zurück an seinen Haken, ohne mich dabei aus den Augen zu lassen. »Es mag nicht so

reibungslos vonstattengehen, wie die Dinge sich bisher in deinem Leben gefügt haben, aber es ist möglich, wenn auch über Umwege.«

Umwege? Jetzt hatte sie meine Neugierde geweckt und ich folgte ihr ganz freiwillig in ihr Büro, wo ich ihr die Informationen wie Zähne ziehen musste. Als ich sie endlich beisammen hatte, stellte ich ernüchert fest, dass sie mir überhaupt nicht gefielen. Ich hatte gehofft, Salome würde Dr. Dreyfuss bitten, seine Beziehungen spielen zu lassen und mir damit einen Studienplatz zu verschaffen. Doch meine Mutter dirigierte mich gnadenlos in Richtung Eigenverantwortung und Eigeninitiative.

Dieser Weg sah in ihren Augen wie folgt aus: Ich bewarb mich für ein Freiwilliges Soziales Jahr in einer psychiatrischen Einrichtung, um Geld zu verdienen und Praxiserfahrungen zu sammeln, und versuchte mein Glück anschließend über einen Eignungstest an einer privaten Hochschule. Einflussreiche Kontakte, die für mich Fäden ziehen konnten, kamen in ihrer Rechnung nicht vor. Da war nur ich, ich, und wieder ich, und dieses Ich war voller Widerstände.

FSJ in der Psychiatrie – ich sah mich bereits vollgeschissene Windeln wechseln, dem Wahnsinn verfallene Menschen in Rollstühlen durch eine düstere Parkanlage schieben und renitenten Patienten Pillen die Kehle hinunterzwingen, bis ich zugeben musste, dass ich mich hoffnungslos in klischeegezwängerten Vorurteilen verloren hatte.

Dennoch schmeckte mir diese so neue, fremde Medizin nicht. Ich wollte etwas lernen, nicht für ein schlechtes Gehalt ackern, und ein wenig gruselte ich mich davor, ein Jahr lang mit geistig kranken Menschen zu tun zu haben. In meinen heimlichen Wunschbildern hatte ich mich in einer modern eingerichteten Praxis gesehen, die nur von angenehmen Patienten aufgesucht wurde, deren Seelenleben mit etwas guten Willen und klugen Büchern leicht zu sortieren war und die danach ein glückliches Leben führen konnten. Ebenso attraktiv war der Gedanke gewesen, bei internationalen Vortragsreihen gefeiert zu werden, wo ich sensationelle Forschungsergebnisse zum Besten gab. Dabei fielen mir schon meine Redebeiträge als Schulsprecher schwer und insgeheim war ich froh, dass ich diesen Job bald los sein würde.

»Ich frage dich noch einmal, Elijah: Willst du Psychologie studieren?«, lotste Salome mich aus meinen illusorischen Gedankenirrgärten.

Mein neuerliches Ja fiel wesentlich kleinlauter aus als das erste, war aber immer noch nicht in seinen Grundfesten erschüttert.

Gleich nach dem Gespräch mit Salome las ich mich im Internet ein und fand einen Blog einer jungen Frau, die nach dem Abi ebenfalls ein FSJ in der Psychiatrie absolviert hatte und darüber berichtete. Ihre Beiträge klangen nach harter Arbeit – jedoch auch nach etlichen wertvollen Erfahrungen, die sie nicht missen wollte.

Es war nur alles so gänzlich anders als das, was ich bisher geplant hatte. Dem Thema FSJ in der Psychiatrie haftete ein Tabu an, das ich nicht von mir abschütteln konnte, und deshalb beschloss ich, meinen Freunden vorerst nichts von meinen neuen Zukunftsvisionen zu erzählen.

Dennoch lud ich mir die Bewerbung für das FSJ herunter und druckte sie aus, um sie mit wirrem Kopf und nagenden Zweifeln im Bauch auszufüllen. Die Chancen, in einem der Wunschbereiche unterzukommen, standen wohl ganz gut, aber auch dafür würde es Bewerbungsgespräche geben.

Sobald ich die Unterlagen zur Post gegeben hatte, verdrängte ich den Gedanken an das FSJ und stürzte mich wieder auf meine Abiturvorbereitungen.

Tagelang verließ ich kaum das Haus durchlebte immer wieder Momente, in denen ich plötzlich Katinkas Gesicht vor mir sah und dabei einen so heftigen Stich in der Brust verspürte, dass ich aufspringen und zur Schule fahren wollte, um nach ihr zu schauen. Doch ich blieb standhaft und versuchte mich damit zu beruhigen, dass ich nach den schriftlichen Klausuren noch einige Male im Gymnasium sein würde; nicht nur zur mündlichen Prüfung, sondern auch zum Erstellen der Abi-Zeitung und zur Zeugnisvergabe.

Nach den Klausuren feierten meine Freunde und ich – Moritz blieb von alleine fern, er wagte sich nicht mehr in meine Nähe – eine rauschende Party. Wir waren laut, ungehobelt, derb, liefen grölend durch die Straßen, und einige von uns waren so besoffen, dass sie in die Beete der Vorgärten kotzten. Ich glaube, wir versuchten mit aller Macht die plötzliche Stille in uns zu übertönen. So sehr die Schule uns zwischendurch genervt hatte und wir uns nach unserem eigenen Leben sehnten: Sie hatte uns eine feste Struktur mit genügend Lücken zum Atmen gegeben, und wir ahnten schon jetzt, dass die vielgelobte Freiheit danach ein Hirngespinnst war.

Es war wie der letzte große Aufschrei, bevor der Ernst des Lebens uns einholen und sanft, aber gewaltsam ersticken würde.

Die mündliche Prüfung nur wenige Wochen später erledigte ich wie nebenbei und gar nicht so miserabel, wie ich zunächst befürchtete.

tet hatte. Schon am nächsten Nachmittag stand mein Durchschnitt fest: 2,4, nichts für einen schnelle Aufnahme in ein Psychologiestudium, doch nach dem Durchhänger im Winter war ich froh, es überhaupt so gut geschafft zu haben und endlich meinen Lernstoff in den Keller räumen zu können.

Drei Tage lang besetzten wir nachmittags und abends den Schulhof, um die Abizeitung zu layouten und die Charakteristiken der einzelnen Schüler zu verfassen – nur nicht die eigene. Meine begann mit »schönster Mann der Schule«, gefolgt von weiteren schwärmerischen Schmeicheleien, die mich seltsam unberührt ließen und mir vorkamen wie Botschaften aus einem vergangenen Leben.

Während wir in den ersten, warmen Frühlingstagen des Jahres unter den Kastanienbäumen über unseren Laptops brüteten, Bier tranken und den Grill im Dauerbetrieb laufen hatten, schaute ich ständig auf und suchte den Hof ab, in der Hoffnung, ich würde Katinka zu Gesicht bekommen.

Ob sie sich schon damit abgefunden hatte, dass unsere Wege sich von nun an nicht mehr kreuzen würden? War das jetzt wirklich alles gewesen, für immer?

Doch das Ende meiner Schullaufbahn bedeutete nicht nur, Abschied von Katinka zu nehmen, sondern auch von Ellen. Wir hätten in Kontakt bleiben können, schließlich hatten wir alle Möglichkeiten dazu. Aber es schien eine stille Abmachung zwischen uns zu geben, dass sich unsere Leben ab jetzt voneinander wegbewegen würden.

Beim Abiball schlug die Melancholie wie eine dunkelblaue Welle über mir zusammen. Wir hatten uns alle in Schale geworfen, auch meine Eltern und Levy. Er sah umwerfend aus in seinem Anzug und ich, wie mir die Blicke der anderen bedeuteten, offenbar ebenfalls. Doch mein einziger Tanz an diesem Abend gehörte Ellen.

Die Musikalität meines Vaters hatte nur wenig Spuren in Levy und mir hinterlassen, aber wir waren beide gute Tänzer mit einem sicheren Rhythmusgefühl. Ich hätte Stunden auf der Tanzfläche verbringen können, die Band war passabel und Angebote gab es genügend. Aber nur Ellen bekam mein Ja und so tanzte ich den (vorerst) engsten Blues meines Lebens, unsere Wangen aneinander geschmiegt und meine Brust so nah an ihrer, dass ich glaubte, ihr Herz schlagen zu spüren.

Am Montag nach dem Ball fühlte ich mich ungewohnt sentimental und war übermüdet vom andauernden Feiern, doch einen Tag

galt es noch über die Bühne zu bringen: das traditionelle Abi-Reich, eine alberne Abwandlung des früheren Abi-Streichs, den die Schulleitung verboten hatte, nachdem ein Jahrgang den gesamten Keller unter Wasser gesetzt hatte und ein Schaden von mehreren tausend Euro entstanden war.

Das Abi-Reich war damit nicht zu vergleichen, aber immerhin kamen alle Schüler und Lehrer noch einmal zusammen und der Unterricht fiel ab der ersten Pause aus. Sogar die Eltern durften sich dazu gesellen. Im Hof gab es Getränke und Würstchen vom Grill und jene arme Socken, die weiter die Schulbank drücken mussten, präsentierten in der Turnhalle und der Aula ihre »Abschiedsgeschenke« für die Abiturienten – kleine Darbietungen, Sketche, Musikaufführungen, manchmal auch eine Rede. Außerdem wurden die Ergebnisse der Projektwoche ausgestellt, weshalb sich die halbe Schule in eine Art Museum verwandelte.

Obwohl mir nicht nach vielen Menschen zumute war, schaffte Levy es, mich zu überreden, ihn ein letztes Mal durch die Gänge zu begleiten. Als er mir stolz einen Videoclip zeigte, den er während der Projektwoche gebastelt hatte, glaubte ich, gleich losheulen zu müssen. Mein Bruder hatte sich darin den talentiertesten Sportlern unserer Schule gewidmet, darunter natürlich auch Katinka, die grinsend und mit hochgerecktem Victory-Zeichen die Ziellinie stürmte, aufgenommen bei den Bundesjugendspielen.

»Ich fahr heim, Levy«, verkündete ich, nachdem wir jeden Saal begutachtet hatten und im Hof krachend laut die Schul-Big Band zu spielen begann. »Bin echt müde ...«

»Nein, eines musst du dir noch anschauen. Geht ganz schnell.« Es war wie immer, ich konnte ihm seine Bitte nicht abschlagen und folgte ihm widerstandslos zur Aula, in der zahlreiche Schüler, Eltern und Lehrer Platz genommen hatten und auf die verdunkelte Bühne schauten. Mr. Pumkin sprach bereits ins Mikro, merkte aber nicht, dass es noch nicht angeschaltet war. Erst mitten in seinem Satz waren seine Worte zu verstehen, begleitet von dem unvermeidlichen Piepsen.

»... widmet sich dem Literaturklassiker »Sturmhöhe« von Emily Bronte und wird uns dazu einen ... ähm ...« Suchend glitten seine Augen über den Zettel in seiner Hand. »Nun, einen Vortrag zeigen. Einen künstlerischen Vortrag, denke ich«, schloss er rätselnd und wie im Reflex begannen die ersten Gäste aufzustehen und die Aula zu verlassen. Auch mir stand nicht der Sinn nach einem Literaturkurs, welcher Schüler auch immer sich diese Mühe machen wollte.

»Nein, Elijah. Jetzt warte doch.« Levy hielt mich am Ärmel zurück, ganz zart, aber so bedeutsam, dass ich seufzend stehen blieb.

»Ich schlafe dabei ein ...«

»Wirst du nicht.«

Er sollte recht behalten – und die Gäste, die sich zum Gehen gewandt hatten, drehten sich wie ferngesteuert um, als die Lichter über dem Publikum erloschen, die Bühne angestrahlt wurde und helle Klavierakkorde durch den Saal perlten, gefolgt von einer feengleichen Frauenstimme. Kate Bush ... Ja, das war Kate Bush mit *Wuthering Heights!*

»Holy Shit«, raunte Mr. Pumkin selbstvergessen, nachdem Katinka in einem weißen, leicht durchsichtigen Kleid auf die Bühne geschwebt war, genau wie Kate Bush im Video, und zu tanzen begann. Sie befolgte zwar grob die Choreografie von Kate, verlieh ihren Bewegungen und Schritten jedoch ihren eigenen Charakter, während sie die Worte mit den Lippen formte und jeden Satz am ganzen Leib zu fühlen schien.

Weder hatte ich gewusst, dass Katinka Ballett gelernt hatte, noch, dass sie sich auf diese Art und Weise bewegen konnte – und wie eine Warnung schoss der Satz meiner Mutter durch meinen Kopf. »Sie ist ein Mädchen, das sich gerade zur Frau entwickelt.«

Jetzt konnte auch ich diese Metamorphose nicht mehr übersehen. In Katinka waren Facetten aufgeblüht, die sich weit jenseits ihrer früheren kindlichen Verspieltheit bewegten.

Meinte sie etwa mich mit ihrem Tanz? Galt diese Vorführung mir, war das ihr letzter Gruß an mich, bevor wir einander verlieren würden? Auch ich war durch das Fenster zu ihr gekommen, wie Heathcliff zu Cathy in »Sturmhöhe« ...

Eine machtvolle Gänsehaut glitt meinen Rücken hinab, als ich dabei zusah, wie sie sich in ihrem weißen Kleid bog und drehte und dehnte, geschmeidig und grazil wie eine Elfe. Ihr Hüftschwung hatte eine betörende Selbstverständlichkeit und zugleich war mir, als wolle sie auf der Bühne endlich ausdrücken, wofür sie bisher keine Chance gehabt hatte. Ihr Tanz barg eine Poesie und Ehrlichkeit, die niemandem im Raum unberührt zurücklassen konnte.

Ja, sie musste mich mit ihrem Vortrag meinen ... Fast willenlos versank ich in Katinkas Tanz und dem hysterischen Gesang von Kate Bush, und erst, nachdem sie verschwunden war, merkte ich, dass ich mich nach vorne bewegt hatte und nur wenige Meter vor

der Bühne stand. Während der letzten Takte musste ich Katinka gedankenverloren angestarrt haben, vor den Augen aller anderen.

Doch was machte das jetzt noch für einen Unterschied? Ich gehörte offiziell nicht mehr auf diese Schule.

Abrupt drehte ich mich um, lief aus der Aula und über den menschenüberfüllten Hof zu meinem Auto, stieg ein und brauste davon.

Ich hatte mich von niemandem verabschiedet, weder von meinen Kurskameraden noch von meinen Lehrern; sogar Levy hatte ich ohne ein einziges Wort stehen lassen.

In mir war es so leer geworden, ein gigantischer, endlos weiter Raum ohne Klang und Farbe, dass es nichts gab, womit ich hätte ausdrücken können, wie ich mich fühlte.

Mitten in der Nacht schreckte ich aus dem dunklen Nichts hoch, mein Herz hektisch schlagend vor Angst, die Kehle trocken und mein Rücken schweißnass, und ich musste das Fenster aufreißen, um zu Atem zu kommen.

Erst, als ich die Tür zum Zimmer meines Bruders öffnete und ihn anschauen konnte, wie er friedlich schlummernd in seinem Bett lag, ein weiches, liebes Lächeln auf den Lippen, konnte ich wieder gleichmäßig Luft holen und die plötzliche Panik ebte ab, als wäre sie nie da gewesen.

Ich ließ mein Fenster die ganze Nacht offen

Und blieb

Alleine.



Maria Magdalena

Nach einigen Tagen der absoluten Orientierungslosigkeit und Nächten, in denen ich wie ein ruheloser Wolf durch die Bars der Stadt streifte, wurden mir zwei dicke Briefe zugestellt. Einer enthielt Unterlagen, die ich für meine FSJ-Bewerbung ausfüllen musste, und einen Termin für das erste Vorstellungsgespräch.

Der andere stammte von Katinka.

Er bestand aus zwölf eng beschriebenen, erschlagenden Seiten, deren Zeilen ich auch nach mehrfachem Lesen nicht verstand. Ich war mit Katinkas komplexen Gedankengängen überfordert, konnte mich ihrem Sog aber nicht entziehen.

Es war ein poetisch anmutender, offener und vertrauensvoller Brief, und beim Anblick der Tränenflecken auf den letzten beiden Seiten tat mir das Herz weh. Trotzdem musste ich ihn etliche Male lesen, bis mir dämmerte, dass Katinka mir nichts Konkretes mitteilen oder gar ein Ziel erreichen wollte, sondern sich von mir verabschiedete – auf eine etwas chaotische, tiefsinnige und vor allem endgültige Weise.

»Ich will dich nicht verlieren. Aber wie kann ich jemanden verlieren, der niemals zu mir gehört hat? Du lebst in mir, in meinen Gedanken und Träumereien, und doch bist du schon jetzt so weit weg; unerreichbar, in einer anderen Welt zu Hause. Ich glaube, du wirst die Dinge niemals so sehen und fühlen können wie ich, weil du ein geliebtes, gesegnetes Königskind bist und ich die Tochter eines armseligen Bettlers, der nicht aufhören kann, der Welt beweisen zu wollen, dass er es nicht ist.

Ich habe solche Angst, dass ich dein Gesicht vergesse. Meine Erinnerungen sind alles, was ich von Dir habe, und ich will mich nicht damit zufriedengeben. Aber ich muss.



Wie wird es sein, wenn ich eines Morgens aufwache und nicht mehr weiß, wie du aussiehst, wie du mich angeschaut hast? Wird meine Welt dann wieder dunkler werden – noch dunkler?»

Sie gab viel von sich preis. Wofür ich vorher hatte kämpfen und Grenzen überschreiten müssen, offenbarte sie nun von alleine – weil sie der festen Überzeugung war, wir würden uns niemals wiedersehen.

Den gesamten Brief durchzog eine tiefe Traurigkeit und Resignation. Ihr »Pass auf dich auf, pass auf Levy auf, und vergiss mich nicht völlig ... Danke für alles, leb wohl, Katinka« am Ende machten das so deutlich, dass ich nach dem fünften Lesen aufsprang, als hätte jemand meinen Stuhl unter Strom gesetzt, und nervös im Zimmer auf und ab zu tigern begann.

Ihr zu antworten, zog ich gar nicht erst in Betracht. Ich war nie ein guter Briefeschreiber gewesen, selbst kurze Mails strengten mich an. Abgesehen davon hatte ich keine Ahnung, was ich Katinka mitteilen sollte. Ihr Brief war ein Abschied, sollte ich es nicht dabei belassen? Es schien, als habe sie abgeschlossen mit uns, vielleicht sogar aufgegeben, und das war genau das, was ihre und meine Eltern begrüßen würden. Katinka hatte aus eigenen Stücken das Feld geräumt, ich hatte es gar nicht für sie entscheiden müssen.

Erst nach mehreren unruhigen Runden durch mein Zimmer wurde mir bewusst, dass sie nie von sich aus den Kontakt zu mir gesucht hatte – die einzige Ausnahme: ihr Besuch, nachdem Moritz mich verraten hatte. Für sie bedeutete mein Schulabschluss, dass ich sie vergessen würde, weil es keine zufälligen Begegnungen zwischen uns gab, und es ihr aus unergründlichen Dingen verboten war, meine Nähe zu suchen.

Das konnte ich so nicht stehen lassen, auch wenn ich nicht wusste, wie ich die Situation ändern sollte. Denn ich hatte keine Ahnung, ob der nebulöse Privatermittler uns weiterhin auf den Fersen war.

Nach einer kurzen Nacht, in der ich immer wieder aus nervigen, langatmigen Träumen erwacht war, an die ich mich schon beim Frühstück nicht mehr erinnern konnte, begann ich Pro- und Contra-Argumente gegeneinander abzuwägen und musste rasch einsehen, dass kein einziges Contra durch ein Pro ausgeglichen werden konnte. Wenn ich mich Katinka näherte, würde ich nur neuen Ärger verursachen und uns beiden damit schaden.

Aber ich wollte für sie da sein – und vor allem wollte ich, dass sie das wusste.

Es verstrichen einige Tage, bis ich die Contra-Liste gedanklich ins Feuer warf und meinen Grübeleien grimmig ein Ende setzte. Ich hatte mir einen Plan zusammengeschustert, der mit etwas Geschick funktionieren konnte, und so setzte ich mich eines Nachmittags in mein Auto und steuerte das Oststadion an; jenes Leistungszentrum der Stadt, wo ich Katinka schon bei unserer allerersten Begegnung aufgesucht hatte. Mit etwas Glück hatte sich an ihren Trainingszeiten nichts geändert und ich würde sie – hoffentlich unbemerkt – abfangen können.

Schon auf dem Weg über die Brücke begann es wie aus Eimern zu schütten, begleitet von einem heftigen Gewitter, und als ich das Stadion erreicht hatte, stand das Wasser auf der gähnend leeren Aschenbahn. Trotzdem entdeckte ich Katinkas Fahrrad neben dem Halleneingang – also fand ihr Training in der Turnhalle statt.

So unauffällig wie möglich suchte ich nach einem Parkplatz, von dem aus ich den Halleneingang beobachten konnte, ohne selbst zu stark ins Blickfeld zu geraten, und kam mir dabei vor wie ein beratungsresistenter Stalker. Aber ich musste sie unbedingt alleine erwischen und hoffte, ihr Trainer würde vor ihr die Halle verlassen. Um mir die Zeit zu vertreiben, ließ ich meine Spotify-80er-Playlist weiterlaufen und starrte zu den poppigen Synthieklängen von Maria Magdalena auf den Haupteingang, hin- und hergerissen zwischen Scham und Träumerei.

Wie so oft in den vergangenen Monaten kam es mir vor, als sei ich in ein Zeitloch gefallen. Ich hatte keinerlei Möglichkeit, mit Katinka auf jene unkomplizierte Weise zu kommunizieren, wie ich es mit meinen Freunden tat. Unsere Kontaktaufnahme hatte stets etwas Ernsthaftes, Direktes, Verfängliches, und wie ich da in meinem Auto saß, ihr Brief auf dem Beifahrersitz und die 80er-Musik in meinen Ohren, war es, als schaute ich auf mich selbst herab, ohne entscheiden zu können, ob mir gefiel, was ich sah.

Noch immer mochte ich den Kick dabei, obwohl ich wusste, auf welch gefährlichem Terrain ich mich bewegte. Katinka anzufassen, hatte ich mir selbst untersagt. Ich musste sie so ansprechen, dass sie friedlich reagierte – alles andere konnte im Zweifelsfall wieder als Bedrängen interpretiert werden.

Es dauerte fast eine halbe Stunde, bis sich endlich die Tür öffnete und ihr Trainer heraustrat. Die Windschutzscheibe war inzwischen beschlagen, was wahrscheinlich mehr als verdächtig aussah, doch er würdigte meinen Cabrio keines Blickes, sondern steuerte in ge-

mächlichen Altherrenschritten sein Auto an, stieg ein und fuhr davon.

Katinka folgte ihm nicht.

Ich wartete fünf Minuten, zehn Minuten, fünfzehn Minuten, bis ich kaum mehr etwas sehen konnte und die Luft im Auto unangenehm stickig wurde. Die Musik hatte ich längst ausgeschaltet, weil ich Angst hatte, vor lauter Hören das Sehen zu vernachlässigen. Hatte ich Katinka etwa verpasst, war sie wegen des Regens am Hintereingang abgeholt worden? Aber ich hatte kein anderes Auto heranzufahren sehen. Wo nur steckte sie?

Nach zwanzig Minuten hielt ich die Warterei nicht mehr aus, verließ den Wagen und lief geduckt durch den strömenden Regen zum Halleneingang. Er war unverschlossen; ich musste die Tür nur aufdrücken und fand mich in einem dämmrigen Gang wieder, dessen durchdringender Geruch nach feuchten Socken und abgestandene Schweiß mich schlagartig zurück in meine Schulzeit versetzte. Doch die Umkleidebereiche standen offen und waren leer. Falls Katinka noch hier war, musste sie die letzte Sportlerin an diesem Nachmittag sein.

Zweifelnd schaute ich mich um. Mir war niemand gefolgt, aber seit dem Verrat von Moritz hatte ich eine mittelschwere Paranoia entwickelt und prüfte meine Umgebung lieber drei Mal, bevor ich etwas unternahm.

»Katinka?«, rief ich halblaut in den Gang hinein und wie zur Antwort begann hinter der Turnhallentür Musik zu ertönen. Ich erkannte sie sofort, obwohl ich den dazu gehörigen Film seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Meine Nackenhaare stellten sich auf, als ich auf leisen Sohlen näher trat. Ja, das war das Love Theme von Giorgio Moroder aus Flashdance, eine Nummer, die mich stets warm und melancholisch einhüllte und ein seltsames Gefühl in mir auslöste, wie eine Sehnsucht nach einer Verlangsamung der Zeit, nach einem Schweben statt Laufen, ohne Erschütterungen, ohne jede Härte.

In diesem Augenblick erkannte ich, dass die Musik Katinkas und meine geheime Zwiesprache geworden war – und wie durch eine Fügung bedienten wir uns dabei aus der gleichen Ära, sie aus purer Not, ich aus Neugierde und Nostalgiegefühlen, die ich mir nicht erklären konnte. Ich konnte Songs wie diesen nicht hören, ohne dabei ferne Wehmut zu verspüren. Schon immer hatte ich mir mein Dasein ohne Musik nicht vorstellen können. Doch nie zuvor hatte mich

eine bestimmte Ära so eng mit einem Menschen verbunden, wie ich es zwischen Katinka und mir erlebt hatte.

Auch jetzt hatte ich keine Chance. Ich musste den Klängen folgen, so falsch es sein mochte, und sehen, was hinter der Tür geschah. Nachdem ich sie lautlos aufgeschoben hatte, glaubte ich erst, mich geirrt zu haben. Katinka war vermutlich längst zu Hause und ich einer dummen Verwechslung aufgesessen. Ein schneidender Schmerz grub sich in meinen Bauch, als ich im Wegdrehen realisierte, dass ich mich nicht geirrt hatte. Dieses Mädchen mit dem kurzen, dunklen Schopf, das sich in engen Sporttights und einem grauen XXL-Tanktop barfuß durch das Halbdunkel der Halle bewegte, war Katinka – verdammt, was hatte sie nur getan, warum hatte sie sich ihre langen Locken abgeschnitten?

Doch nicht nur das verstörte mich. Wieder begegnete sie mir tanzend, ein merkwürdiger Zufall, aber sie wirkte dabei wie ein Vogel, dem die Flügel gestutzt worden waren, brutal und unter unvorstellbaren Schmerzen. Noch immer versuchte er zu fliegen, und er sah dabei anmutig und geschmeidig aus, doch er schaffte es nicht, vom Boden abzuheben, ganz gleich, wie sehr er sich bemühte.

In der Aula hatte sie die Augen offen gehalten und ihr Tanz hatte Selbstbewusstsein ausgestrahlt, sie hatte gesehen werden wollen. Das, was hier geschah, tat sie nur für sich selbst.

Sie improvisierte frei, kombinierte Ballettschritte mit Contemporary, und bildete dabei eine untrennbare Einheit mit der Musik – es war nicht nur berührend, sondern auch unglaublich gut. Eigentlich musste sie tanzen, nicht laufen, dachte ich spontan. Zugleich wusste ich, dass ich hier etwas Intimes beobachtete, was niemals ein anderer Mensch je zu Gesicht bekommen sollte.

Erst beim Fadeout öffnete sie ihre Augen, drehte den Kopf zu mir und erschrak so heftig, dass sie beinahe das Gleichgewicht verlor. Selbst von der Tür aus konnte ich sehen, wie die Röte in ihre Wangen schoss.

»Was machst du denn hier?«, zischte sie, sprintete zu der Musikanlage und schaltete sie aus. »Hast du das etwa – hast du das gesehen?« Verlegen fuhr sie sich mit der Hand über ihre kurz geschnitten Haare. »Oh Gott ...« Unter einem Stöhnen wandte sie sich von mir ab. »Du hast es gesehen ... das ist so peinlich ...«

»Nein, ist es nicht. Hey ...« Ich wagte es, ein paar Schritte näher zu kommen. »Tut mir leid, ich konnte mich nicht losreißen. Es war schön.«

Katinka verharrte ein paar Sekunden, ohne sich zu mir zu drehen. »Schön ...? Verarscht du mich jetzt?«, fragte sie mit dünner Stimme. Es war kein Fishing for compliments, sie wusste es wirklich nicht.

»Ja. Ein bisschen traurig, aber schön.« Noch immer schaute sie mich nicht an, sondern verbarg ihr Gesicht vor mir, als versuche sie zu überprüfen, ob ich die Wahrheit sagte. »Ich wusste nicht, dass du Ballett gelernt hast.«

»Drei Jahre«, erwiderte sie dumpf und richtete sich vorsichtig auf. »Dann wollte ich zum Jazzdance wechseln und das hat meine Eltern so verärgert, dass meine Mutter mich abgemeldet hat.« Endlich wandte sie sich mir zu, ihr Blick skeptisch und die Wangen gerötet. »Also war das neulich in der Aula auch nicht peinlich?«

»Nein!«, rief ich überrascht. »Wie kommst du denn darauf?«

»Ich ... ach ...« Erneut fuhr sie sich durch ihre Haare, als könne sie sich nicht daran gewöhnen, wie kurz sie waren. Ich konnte es erst recht nicht. »Du hast mich so komisch angeschaut, ich dachte, ich hab dich in eine unangenehme Situation gebracht.« Nur langsam verschwand das Misstrauen aus ihrem Blick. »Du mochtest es, echt?«

»Ja. Es war klasse. Mal was anderes.« Meine Worte konnten nicht ansatzweise beschreiben, was ich meinte. »Du hast Talent«, versuchte ich es weiter. Nein, das traf es auch nicht, aber sie schien mir langsam zu glauben.

»Na, dann hat es sich wenigstens gelohnt. Ich hab zu Hause mächtig Ärger bekommen.« Ihre Augen verdunkelten sich. »Dachte schon, es wäre zu nuttig gewesen.«

»Nuttig!?« Während unseres Gesprächs hatte ich mich Schritt für Schritt an sie herangepirscht. Ein feiner Schweißfilm bedeckte ihre nackten Arme und Schultern und ihre Stirn glänzte feucht. Ich vermisste ihre langen Locken, obwohl sie nicht entstellt aussah. Der neue Look stand ihr sogar. Trotzdem kam sie mir amputiert vor, als habe man sie eines essenziellen Wesensanteils beraubt. Etwas fehlte und ich hatte kurz Angst, es würde niemals zurückkehren. »Hab ich das richtig verstanden, nuttig?«

»Ja.« Achselzuckend zog sie die Brauen hoch, starrte dabei aber auf den Boden. »Sie sagten, ich ... Na ja, ich solle nicht so rumhuren in der Öffentlichkeit. Jemand hat mich wohl verpetzt.«

»Rumhuren?« Ich wusste, dass ich die Sache nicht besser machte, indem ich die zentralen Botschaften wie ein Papagei wiederhol-

te, doch ich war so vor den Kopf gestoßen, dass ich es nicht besser konnte. Unter Rumhuren verstand ich etwas gänzlich anderes.

»Ja, wegen dem Kleid. Es war im Scheinwerferlicht ein bisschen durchsichtig, ich hab das nicht gewusst ...«

»Du hattest was drunter! – Rumhuren!?!« Ich konnte es immer noch nicht fassen.

»Gott, Elijah, krieg dich wieder ein, ich bin Jungfrau und hab nicht vor, das in den nächsten Jahren zu ändern! Die sagen das nur so.« Jetzt konnte ich gar nichts mehr erwidern, zumal ihr letzter Satz äußerst verwirrend gewesen war. Ich hatte in ihrem Alter kaum etwas anderes im Sinn gehabt, als genau das zu ändern – und zwar möglichst schnell. Aber hatte sie wirklich geglaubt, ich würde sie für – nuttig halten? »Okay, du findest es doch ...«

»Nein.« Halleluja, ich hatte meine Sprache wiedergefunden. »Es war weder nuttig noch hast du rumgehurt, klar? Hast du das verstanden?« Sie nickte verunsichert, als glaube sie mir immer noch nicht. »Was ist eigentlich mit deinen Haaren passiert, warum sind sie ab?«

»Ach, das ...« Mit zusammengepressten Lippen wich sie meinem Blick aus. »Alle Mädels lassen sie jetzt wachsen. Ich will aber nicht wie alle sein.« Nein, das war nicht der Grund. Ich glaubte ihr aufs Wort, dass sie nicht wie alle sein wollte. Aber deshalb musste sie sich nicht ihre Haare abschneiden. Das Anderssein schaffte sie prima ohne drastische Frisurveränderungen. »Ist außerdem praktischer beim Training.« Ihre Miene wurde so verschlossen, dass ich nicht wagte, weiter nachzufragen – und eigentlich war ich wegen etwas ganz anderem hier.

»Dein Brief, Katinka ...«

»Oh nein. Mein Brief.« Wieder errötete sie, doch dann ging sie in Sekundenschnelle auf Angriffsposition. »Was machst du überhaupt hier, ich dachte, wir sehen uns nicht wieder? Wenn ich gewusst hätte, dass ich dich noch einmal treffe, dann hätte ich – ich hätte das alles doch nie geschrieben! Nie!«

»Wir müssen reden.« Von allen blöden Sätzen, die ich an diesem Abend rausgehauen habe, war das der zweitbeknackteste gewesen. Ein richtiger Scheißsatz und ich wusste es in dem Moment, in dem ich ihn ausgesprochen hatte. Katinkas Augen verengten sich gefährlich.

»Wir müssen reden!?! Echt, müssen wir das, ja? Mann, Elijah, ich schütte dir mein Herz aus, auf zwölf verfuckten Seiten, und alles,

was du dazu sagst, ist: Wir müssen reden? Ist das jetzt etwa auch verkehrt, darf man nicht mehr über seine Gefühle sprechen? Bist du zu cool dafür? Nein, ich muss nicht mit dir darüber reden, einen Scheiß muss ich!«

Ich wusste, dass sie versuchte, ihre Verlegenheit zu überspielen, aber ihre harte Wortwahl machte es mir schwer, ernst zu bleiben. Es war plötzlich so viel Leben in ihr, ich mochte das.

»Boah, hör auf zu grinsen, du selbstverliebter Arsch! Mann ...!« Nun zuckten ihre Mundwinkel verräterisch, als müsse sie über sich selbst lachen, doch gleichzeitig schossen Tränen in ihre Augen. Wieder hatte ich genau das getan, was ich mir vorhin noch verboten hatte – ich hatte sie in die Enge getrieben.

»Tut mir leid, ich grinse nicht wegen deinem Brief, Katinka.« Vorsichtshalber trat ich einen Schritt rückwärts. »Aber wir sollten darüber sprechen, oder?«

Blinzelnd drängte sie ihre Tränen zurück. »Weiß nicht.«

»Ich aber schon. Geht das? Oder musst du sofort nach Hause? Können wir uns in ein Café setzen, vielleicht drüben im Schwimmbad, ich ...«

»Nein«, unterbrach sie mich rau und wischte sich gereizt über ihre feuchten Wimpern. »Nein, das geht nicht, dort können wir doch gesehen werden. Und ja, ich muss bald zu Hause sein. Ich hab noch ...« Suchend wanderten ihre Augen zur Hallenuhr. »Maximal eine halbe Stunde.«

»Das reicht«, beschloss ich kühn. Dreißig Minuten sollten genug sein, um sie von meinem Plan zu überzeugen. »Also besser hier?«

»Ja, ich ...« Ratlos sah Katinka sich um, bis ihre Blicke an ihrer Trainingstasche hängen blieben, die sie unter die Holzbank an der Wand gequetscht hatte. »Kannst du grad mal weggucken? Ich muss mich umziehen, mir wird kalt.«

Wahrscheinlich brachte ich sie gerade um die Dusche, die sie jetzt normalerweise nehmen würde. Artig drehte ich mich zur gegenüberliegenden Wand und hörte, wie hinter mir ein Reißverschluss aufgezogen wurde und Stoff zu rascheln begann. Bitte keine versteckte Kamera, bitte keine fremden Beobachter, betete ich im Stillen, und musste mich zwingen, die Decke nicht nach versteckten Linsen abzusuchen. »Okay, kannst dich wieder umdrehen.«

Statt Tights und Tanktop trug Katinka nun einen schlichten, dunkelblauen Trainingsanzug mit Sponsoring-Aufdruck, worin sie auf den ersten Blick auch als Junge hätte durchgehen können. Man

musste schon zwei Mal hinschauen, um zu erkennen, dass es sich bei diesem jugendlichen Athleten um ein Mädchen handelte, und wieder spürte ich einen ziehenden Schmerz im Bauch. Mit weit zurückgelegtem Kopf trank sie ihre Wasserflasche leer, stopfte sie in die Tasche und ließ sich auf die Holzbank fallen. »Hat dich jemand gesehen, als du in die Halle gegangen bist?«

»Nein. Selbst dein Trainer nicht.«

Nach einem kurzen Zögern hockte ich mich neben sie und drehte mich so, dass die Bank zwischen meinen Beinen war, ein Fuß rechts, ein Fuß links. Scheu folgte sie meinem Beispiel, sodass wir uns gegenüber saßen, genügend Abstand zwischen unseren Knien und Füßen. Kein versehentliches Berühren möglich. Nach einigen Sekunden wechselte sie geschickt in einen Schneidersitz und legte die Hände wie ein kleiner Samurai auf ihren Knien ab, der Rücken gestreckt, die Lider gesenkt.

»Also, dein Brief ...«, begann ich umständlich. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich ihn verstanden habe.«

»Nein?« Erstaunt blickte sie auf. »Was gibt es daran nicht zu verstehen?«

»Na ja, ich hab nach den Kerninformationen gesucht und die ... Ich hab sie nicht gefunden. Die Kerninformationen«, wiederholte ich, als ich Katinkas rätselndes Starren bemerkte. »Grundbotschaft«, versuchte ich es mit einem anderen Wort.

»Was denn für eine Grundbotschaft? Mann, das war ein Brief, keine Erörterung. Ich hab dir meine Gefühle geschildert und – mich verabschiedet!«

»Warum?«, wagte ich den direkten Weg.

»Na, weil ...« Prustend schüttelte Katinka den Kopf. »Du hast dein Abi, bist von der Schule und außerdem – so, wie es bisher war, das geht doch nicht!«

»In welcher Beziehung sollten wir denn deiner Meinung nach stehen?« Das war der beknackteste Satz Nummer 1 gewesen, ungeschlagen, und ich höre ihn mich noch heute aussprechen. Katinka schaute mich mit großen Augen an, in denen sich etliche Fragen spiegelten – und ein Hauch von Humor.

»Oh Mann, eine poetische Ader hast du ja nicht, Elijah.«

Da hatte sie recht – trotzdem blieb ich hartnäckig. »Mag sein. Kannst du mir die Frage dennoch beantworten?«

»Was soll das bringen? Du gehst bald studieren, in einer anderen Stadt und ...«

»Sag es einfach«, fiel ich sanft dazwischen. »Bitte.«

»Ich ... also, wenn ich es mir aussuchen dürfte ...« Leise seufzend brach sie ab und senkte erneut ihre dunklen Wimpern. »Dann wärest du mein Bruder und schon immer da gewesen. Von Anfang an.« Irrendetwas tat weh an diesen Worten. Sie hätten mich erleichtern sollen, doch einen Moment lang wollte ich aufstehen und gehen. »Aber das bist du nicht und ... und du hast ja Levy und ich kann mir nicht vorstellen, dass man sich überhaupt noch andere Geschwister wünscht, wenn man ihn als kleinen Bruder hat ... dass da etwas übrig ist, was man geben kann.«

Oh doch, da war etwas übrig – sogar sehr viel. Aber ich durfte hier nicht von mir und meinen Wünschen sprechen, zumal ich die immer noch nicht genau kannte.

»Warum als Bruder?«, hakte ich stattdessen behutsam nach.

»Zum Beschützen und so«, antwortete sie kaum hörbar. »Jemand, der hinter mir steht und mich verteidigt, wenn ... Warum soll ich darüber sprechen, Elijah? Es ist nicht so. Selbst wenn ich es mir noch so wünsche. Es ist nicht so.«

»Stimmt, ich werde nie dein blutsverwandter Bruder sein. Aber für dich da sein kann ich.« Ohne Vorwarnung griff ich in meine Jackentasche und legte ein Handy zwischen sie und mir auf die Bank. »Das ist mein altes iPhone. Ich hab die Daten runtergeschmissen, bisschen Musik draufgeladen und eine Prepaidkarte eingelegt. WhatsApp ist bereits installiert und meine Nummer eingespeichert. Nimm es, es gehört dir.«

Katinkas Augen wurden rund vor Staunen und sie wagte nicht, das Handy zu berühren oder gar an sich zu nehmen.

»Das kann ich nicht.«

»Ich will es so, Katinka, ich brauche es eh nicht mehr und ...«

»Du verstehst mich nicht, Elijah.« Katinka sah fast flehend zu mir auf. »Ich *kann* es nicht, kapiert? Außerdem kenne ich mich damit doch überhaupt nicht aus, ich weiß gar nicht, wie sowas funktioniert ...«

»Das erkläre ich dir. Ich bin sicher, dass du es schnell begreifst.«

»Nein, ich ... das geht nicht. Ich muss es doch aufladen und es könnte klingeln und dann – dann entdecken sie es und ich muss erklären, woher ich es habe. Sie würden es mir wegnehmen und am Ende deine Nummer darin entdecken.« Heftig schüttelte sie den Kopf. »Nein, ich kann das nicht tun.«

»Kannst du es nicht nachts aufladen und auf stumm stellen?«

»Zu riskant. Und stumm nützt es mir ja nichts, oder? Es ist schon schwierig genug, ständig meinen iPod zu verstecken, ich will nicht noch ein Handy ins Haus schmuggeln.«

»Du könntest damit in Kontakt mit Robin bleiben ...«

Einen Augenblick lang schien es, als würde ihr Nein kippen und gleichzeitig rang sie mit zitternden Lippen um ihre Fassung.

»Er ist schon nächste Woche weg ... Sie reisen früher ab.« Katinka schluckte und atmete angestrengt durch. »Trotzdem nein. Keine Chance.« Ihre Angst war so deutlich spürbar, dass ich schon aufgeben wollte, als mein Blick auf das dünne, dunkle Lederbändchen an ihrem Handgelenk fiel – mein Weihnachtsgeschenk; sie trug es sogar beim Sport. Ich durfte nicht so schnell die Flinte ins Korn werfen, aber ich konnte sie auch nicht weiter bedrängen. Minutenlang schauten wir schweigend auf das iPhone zwischen uns, bis ich in einer plötzlichen Eingebung meine Hand ausstreckte, es aktivierte und über das Display wischte.

»Okay, neuer Vorschlag«, startete ich einen zweiten Anlauf und rief wie nebenbei die Kontaktliste auf, in der nur eine Nummer eingespeichert war – meine. »Ich deponiere es in der Stadt, in einem Blumenkübel oder einem Beet. Kennst du Geocaching?«

»Ja. Haben Robin und ich mal gemacht.«

»So eine Box besorge ich und Levy wird dir den Schlüssel und einen Zettel mitgeben, auf dem der Standort notiert ist. Ich möchte, dass du mich erreichen kannst, wenn du mich brauchst, Katinka. Und ich glaube nicht, dass euer Festnetzanschluss der richtige Weg dafür ist, oder?«

Sie versuchte sich an einem Lächeln. »Nein, ganz bestimmt nicht. Ich muss jedes Gespräch anmelden und kann nur ungestört telefonieren, wenn ich alleine zu Hause bin ... was nicht mehr oft der Fall ist.«

Ja, das hatte ich mir gedacht. »Wenn irgendetwas ist, egal was, und ich dir helfen kann, dann lauf zu dem Versteck, nimm das Handy und ruf mich an.« Noch einmal demonstrierte ich, wie sie zu den Kontakten kam und drückte testweise auf den grünen Hörer. Nur Sekunden später begann mein Handy zu klingeln.

»Okay, das kann ich mir merken«, flüsterte Katinka. »Danke, Elijah.« Ich glaube, kein anderer Mensch hat jemals so oft meinen Namen ausgesprochen wie sie – und ich liebte es bereits jetzt.

»Schon gut.« Ich steckte das Handy wieder in meine Jackentasche. Es gab nichts mehr zu sagen, nichts mehr zu tun – ab jetzt

entschied sie, ob wir uns wiedersehen würden oder nicht. Ich wusste nicht, ob sie mich wirklich anrufen würde, wenn sie in Not war, und ich hatte nicht einmal eine konkrete Idee, was für eine Not das sein sollte.

Da war nur dieser immens starke Instinkt, der mir sagte, dass es eine Verbindungsmöglichkeit zwischen uns geben musste, die sie unbeobachtet nutzen konnte. »Ich werde es ab und zu nachts aufladen, aber wenn es nicht benutzt wird, hält der Akku ein paar Tage.«

»Okay.« Ich konnte ihre Stimme noch immer kaum hören, so leise war sie geworden, und sie ließ mich nicht in ihre Augen blicken. Katinka war zur undurchschaubaren Sphinx geworden, wie so oft.

Es fiel mir schwer, aufzustehen und zu gehen. Ich hätte sie gerne zum Abschied umarmt oder ihr wenigstens durchs Haar gestrichen, doch sie wirkte so unnahbar und unberührbar, dass ich es gar nicht erst versuchte. Stattdessen hob ich nur grüßend die Hand und verließ die Turnhalle sicherheitshalber durch einen Notausgang, hinter dem ich wartete, bis sie mit ihrem Rad davongefahren war. Erst dann steuerte ich durch den nachlassenden Regen mein Auto an.

Ich habe alles getan, was ich tun konnte, redete ich mir zu, als ich nach Hause fuhr. Mehr ging nicht. Sie konnte mich erreichen, wenn sie wollte. Für alles andere hatte es sowieso niemals wahrhaftig einen Raum gegeben.

Noch am gleichen Abend bestellte ich im Internet einen wasserdichten, dunkelgrünen Geocachingbehälter, den ich mit einem Vorhangschloss absichern konnte, und streifte mitten in der Nacht auf der Suche nach einem passenden Versteck durch die Innenstadt.

Es dauerte, bis ich einen Platz gefunden hatte, der mir geeignet erschien – ein öffentliches Steinbeet, wo ich den Behälter unauffällig zwischen zwei wuchtige Findlinge schob.

Zwei Tage später gab ich Levy ein Kuvert mit dem Schlüssel für das Schloss, der Handy-Pin und einem Foto des Verstecks samt der genauen Adresse mit.

Er fragte nicht nach, was sich darin befand, und überreichte es Katinka schon in der ersten Pause.

Ab diesem Vormittag schaltete ich mein Handy nie wieder aus.



Never let me down again

Zwei Monate vergingen, ohne dass Katinka sich bei mir meldete. Als ich mich auf den Weg zu meinem einzigen finalen Bewerbungsgespräch machte, das ich bekommen hatte, war mir, als würde ich nicht in meine Zukunft, sondern in einen undurchdringlichen, giftigen Dschungel fahren, der mich nie wieder freigeben würde. Alles in mir drängte zurück, nach Hause, in meine Schulzeit, meine alte, kontrollierbare Welt, in der ich mich blind ausgekannt hatte.

Sobald ich das flache Land hinter mir gelassen hatte und der Wald sich dunkelgrün über mir schloss, senkte sich ein klaustrophobisches Erstickungsgefühl auf mich herab. Obwohl die Sonne nicht mehr auf das Verdeck brennen konnte – ich hatte es geschlossen, weil ich nicht mit zerzausten Haaren in der Klinik ankommen wollte – und die Luft, die durch die geöffneten Fenster hereinströmte, merklich kühler wurde, glaubte ich, Blei statt Sauerstoff einzuatmen.

Seit Tagen war es drückend schwül und ich war bereits mit leichten Kopfschmerzen erwacht, die sich im Laufe des Vormittags zu einem unangenehmen Pochen verstärkt hatten und selbst nach zwei Aspirin nicht weichen wollten. Mein Magen war ebenfalls belastet; ich hatte mir mit Mühe und Not einen Toast reingequält und anschließend nur Wasser getrunken, weil mir alles andere nicht schmeckte.

Auch jetzt lag eine Flasche Volvic auf meinem Beifahrersitz und als mein Blick darauf fiel, beschloss ich, eine kurze Pause einzulegen, um mich zu erfrischen und ein letztes Mal zu versuchen, meine Nervosität herunterzufahren.

Bei der nächsten Möglichkeit bog ich in einen breiten Waldweg ein, hielt an, stieß die Beifahrertür auf und lehnte mich seufzend



zurück, um mit geschlossenen Augen zu trinken. Das Wasser war lauwarm und schmeckte abgestanden, beinahe modrig, aber ich setzte die Flasche erst ab, als mein Bauch klagend gluckerte. Er wollte Nahrung, keine Flüssigkeit, doch noch immer verspürte ich keinerlei Appetit.

Unter einem neuerlichen Seufzen schlug ich meine Augen auf. Es mussten Wolken aufgezogen sein, vielleicht eines der seit Tagen angekündigten Hitzegewitter; die Sonne drang nicht mehr durch die Lücken in den Baumwipfeln und ein böiger, pfeifender Wind fuhr durch das Unterholz. Die Vögel hatten zu zwitschern aufgehört, als habe die Schwüle ihnen ihren Klang geraubt. Ich konnte mir nicht vorstellen, in einer knappen Stunde Fragen über mich und mein Leben zu beantworten und dabei noch einen guten Eindruck zu machen.

Früher hätte ich Nachmittage wie diesen auf der Liegeinsel unter unserem Birnbaum oder mit Freunden am Baggersee verbracht, nun fuhr ich zu einem Bewerbungsgespräch in einer Psychiatrischen Klinik – und ich war mir in diesem beklemmenden Augenblick nicht mehr sicher, ob ich mich von den Patienten großartig unterscheiden würde. Ich kam mir unaufgeräumt, wirr und schwammig vor und meine Kopfschmerzen machten es mir schier unmöglich, klare Gedanken zu fassen.

Doch das Gespräch war meine einzige Chance. Ich hatte einige Initiativbewerbungen an Universitäten verschickt, in der Hoffnung, es könne ein Wunder geschehen oder meine Mutter habe hinter meinem Rücken ein paar wichtige Vitamin B-Hebel in Bewegung gesetzt. Doch es hatte nur Absagen gehagelt; eine Erfahrung, die mir mehr zusetzte, als ich erwartet hatte. Deshalb musste ich diesen Termin durchziehen, so mies ich mich fühlte, und das Beste daraus machen.

»Bitte wenden Sie!«, forderte mich die Stimme meines Navis streng auf, und ich hätte ihr zu gerne Folge geleitet. Motor an, Wagen wenden, zurück nach Hause – und damit auch zurück in das öde, stockende Einerlei der vergangenen Wochen, in dem ich das erste Mal den bitteren Geschmack von Einsamkeit hatte testen dürfen, weil meine Freunde sich in sämtliche Himmelsrichtungen zu zerstreuen begannen? Langsam spürte ich allen Ecken und Enden, welche Lücke durch den Bruch mit Moritz entstanden war – eine Leere, die sich vermutlich nie wieder füllen würde, weil keine Freundschaft jemals so eng werden konnte wie die zwischen zwei

Jungs, die schon zusammen im Sandkasten gespielt hatten, damals, als noch alles in Ordnung war und Neid keine Chance hatte.

»Bitte wenden Sie.«

Nein. Das war keine Option. Ich wollte gerade den Motor anlassen und weiterfahren, um die nervenaufreibenden Korrekturversuche meines Navis zu stoppen, als sich ein eingehender Anruf über die Karte schob – und er zeigte meine eigene Nummer an.

Im ersten Moment glaubte ich, in einen surrealen Traum gerutscht zu sein, aus dem ich jede Sekunde aufwachen würde. Wie sollte ich mich auch selbst anrufen; es war doch mein Handy, das klingelte? Doch dann begriff ich, dass diese Ziffernfolge meine alte Nummer war, die ich über Jahre benutzt hatte und mir deshalb vertrauter war als meine neue. Oh, verdammt, Katinka rief an!

Ich reagierte so übereilt, dass mir das Handy aus der Hand rutschte und in den Fußraum fiel, wo es stumm, aber blinkend weiterklingelte. Ich musste aussteigen, um es herausfischen zu können, doch Katinka hatte noch nicht aufgelegt. Mein Zwerchfell gab ein blubberndes Geräusch von sich, als ich mich aufrichtete und in der gleichen Bewegung abnahm.

»Katinka?«

Für einen Sekundenbruchteil vernahm ich ihre Stimme, gedämpft und fern, bis sich penetrantes Rauschen und Knacken darüber schob – ich befand mich in einem Funkloch, ausgerechnet jetzt!

»Warte, Katinka!«, rief ich laut, in der Hoffnung, sie würde mich hören können, und lief ein paar Schritte in Richtung Straße. »Nicht auflegen, ich hab keinen guten Empfang – ist es jetzt besser? Katinka?«

In der Leitung knackte und rauschte es erneut, doch als ich schon fast mitten auf der Straße stand, wurde es plötzlich still.

»Katinka? Bist du noch da?«

»Ja ...«, hörte ich sie gequält antworten, ihre Stimme so leise, als befände sie sich auf der anderen Seite des Erdballs. »Ich hab nicht viel Zeit, aber ...« Weinte sie etwa? Hatte sie eben geschluchzt? »Kannst du mir einen Gefallen tun, Elijah?« Mein Magen zuckte schmerzhaft zusammen.

»Ja, natürlich, was ist denn los?«

»Ich ... also ... Kannst du bitte, bitte in der nächsten Stunde an mich denken? Bitte, Elijah ...« Ihr Betteln ging mir durch Mark und Bein. Es klang ohnmächtig und ich spürte, wie schwer es ihr fiel, sich mir so hilflos zu zeigen. »Elijah?«

»Katinka, was ist denn passiert? Sag mir doch, was ...«

»Bitte denk an mich. Ich muss auflegen ... danke ...«

»Nein, leg nicht – scheiße!«, fluchte ich und wich einem schrill hupenden Auto aus, hinter dessen Scheibe ein älterer Herr wütend gestikuliert, doch ich kümmerte mich nicht um ihn und schaltete sofort auf Rückruf. Katinka nahm nicht ab. Nicht beim ersten, nicht beim zweiten und auch nicht beim dritten Versuch. Mein altes Handy musste schon wieder in dem Case liegen, niemand würde es hören. Ein zweites Auto raste hupend an mir vorbei, bevor ich zurück zu meinem eigenen Rennen konnte, mich auf den Fahrersitz schob und die Tür schloss. Meine Finger zitterten, als ich das Handy in die Halterung steckte, und meine Kehle war so trocken geworden, dass ich die Flasche erneut ansetzte und fast leer trank, obwohl ich kaum schlucken konnte.

»Bitte wenden Sie.«

Knurrend beendete ich das Navi. Was sollte ich denn jetzt nur tun? Wenn ich nicht sofort weiterfuhr, würde ich zu spät zu meinem einzigen Bewerbungsgespräch kommen, während dessen ungewissem Verlauf ich nicht an Katinka denken sollte, sondern mich auf das Wesentliche konzentrieren – meine berufliche Zukunft. Andererseits hatte sie geweint, sie befand sich offensichtlich in einer Notlage, und ich hatte ihr versprochen, in einer solchen Situation für sie da zu sein. Oder hatte sie nur wieder eine schlechte Note kassiert, Panik bekommen und ich riskierte deshalb mein Freiwilliges Soziales Jahr?

Mit nervös juckenden Augen blickte ich auf die Uhr. 13.10 Uhr. Katinka hatte mich also direkt nach Schulschluss angerufen – und befand sich in diesen Minuten auf dem Weg nach Hause? War ihre Versetzung erneut gefährdet, hatte sie es heute erfahren – und Angst, es ihren Eltern sagen zu müssen? Falls ja, konnte ich ihr dabei sowieso nicht helfen. Ich durfte mich ihr nicht nähern; zu ihr zu fahren, war tabu, ein für alle Mal.

»Sei vernünftig, Elijah«, versuchte ich mich zur Ordnung zu rufen, ohne den geringsten Effekt. Die schwüle Luft schien meine Worte zu verschlucken, ehe sie über meine Lippen gekommen waren. Mit einem flauen Ziehen im Magen nahm ich mein Handy und wählte jene Nummer, die ich heute früh vorsorglich eingespeichert hatte, falls ich unterwegs in einen Stau geriet oder eine Panne hatte.

»Helios Klinik, was kann ich für Sie tun?«

»Guten Tag, hier spricht Elijah Rosenstein«, zwang ich mich zu einem möglichst höflichen, verbindlichen Ton, obwohl ich nur noch

flach atmen konnte und mein Hemd an meinem Rücken zu kleben begann. »Ich befinde mich gerade auf dem Weg zu meinem Bewerbungsgespräch bei Frau Dr. Haas und wollte fragen, ob wir den Termin verschieben könnten, weil ...«

»Einen Augenblick, ich verbinde.«

Mein Herz schlug dumpf und schwer in meiner verspannten Brust, während ich darauf wartete, dass Frau Haas das Gespräch übernahm – und noch immer wusste ich nicht, was ich eigentlich zu ihr sagen sollte.

»Herr Rosenstein?«, meldete sie sich in reserviertem Ton. »Wir erwarten Sie hier in einer halben Stunde.«

»Ja, ich weiß, ich bin auf dem Weg zu Ihnen, aber mir ist – mich hat ein Anruf von meiner ... Schwester erreicht und sie scheint in Not zu sein. Deshalb möchte ich Sie fragen, ob wir unseren Gesprächstermin verschieben können.«

»Ich habe Ihre Bewerbungsunterlagen vor mir liegen, Herr Rosenstein, und hier ist die Rede von einem jüngeren Bruder, nicht von einer Schwester.« Mist, dachte ich und spürte, wie mir die Röte ins Gesicht schoss. Frau Haas hatte meine Angaben offenbar genau studiert – und ich sollte wirklich nicht mehr lügen, es fühlte sich beschissen an und flog schon beim ersten Versuch auf.

»Stimmt, sie ist nicht meine leibliche Schwester, aber sie ist mir so wichtig wie eine echte Schwester und ...« Ausatmend senkte ich den Kopf. »Sie hat mich gerade angerufen, ihr geht es nicht gut und sie hat außer mir niemanden, der für sie da ist und ... Ich möchte für sie da sein, Frau Dr. Haas. Jetzt. Wie soll ich denn ein Jahr lang für Patienten sorgen können, wenn ich es nicht einmal für die Menschen in meinem Privatleben tue?«, sprach ich kapitulierend aus, was mir in diesem Moment durch den Kopf schoss. Doch genau so war es. Es fühlte sich falsch an, mich für den Dienst an meinen Mitmenschen zu bewerben, während ich für das wichtigste Mädchen in meinem Leben nicht da war. »Sie müssen wissen, dass sie ... Katinka ist ... Sie ist psychisch labil.« Ich hasste es, das zu sagen, es hörte sich in meinen Ohren abwertend und gemein an. Doch es war die Wahrheit und jene Sprache, in der ich im kommenden Jahr zu Hause sein würde, wenn Dr. Haas mir eine neue Chance gab.

»Also gut, Herr Rosenstein«, erwiderte sie nach einer kurzen Pause und klang zu meiner Überraschung milder und verständnisvoller als eben noch. »Sie haben Glück, heute Morgen hat ein anderer Interessent seine Bewerbung zurückgezogen, weil sich seine

Pläne kurzfristig geändert haben. Ich sehe Sie kommende Woche um die gleiche Zeit am gleichen Tag, 13.45 Uhr, Donnerstag, in Ordnung?»

»Ja, ich werde da sein, auf jeden Fall. Vielen Dank, Frau Dr. Haas!«
Stammelnd verabschiedete ich mich von ihr, warf das Handy auf den Beifahrersitz, drehte den Zündschlüssel und wendete den Wagen so schnell, dass die Reifen schrill quietschten und der Motor stotterte. Dann raste ich in halsbrecherischer Geschwindigkeit zurück in die Rheinebene und in Richtung Innenstadt, wo ich gar nicht erst versuchte, einen Parkplatz zu finden, sondern mein Auto im Halteverbot kurz vor dem Haus der Aslans abstellte, verborgen hinter einem großen Müllcontainer, der wegen Bauarbeiten auf der Straße stand.

Während der Fahrt war mir beinahe alles egal geworden, auch das Risiko, erneut mit einer Anzeige konfrontiert zu werden. Trotzdem existierte ein Rest Vorsicht in mir und bewahrte mich davor, zu kopflos zu handeln. So unauffällig und selbstverständlich, wie es mir in meinem Zustand gelang, schlenderte ich dem Haus entgegen, schwang mich über das Törchen und lief an der Haustür vorbei zum Garten, wo ich mich in der Hocke hinter zwei Mülltonnen versteckte und angestrengt lauschte. Katinkas Fahrrad stand gegenüber der Eingangstür, sie war zu Hause. Vielleicht gelang es mir ja, ihre Stimme durch den ohrenbetäubenden Baulärm hindurch zu hören?

Doch der Presslufthammer verschluckte jedes andere Geräusch und die Biotonne in meinem Rücken verströmte einen solch widerlich süßen Verwesungsgestank, dass ich mir gerade einen anderen Platz suchen wollte, als der Lärm von der Straße schlagartig verstummte und ich eine laute Männerstimme hörte, aufgebracht und drohend.

Auf den Knien robbte ich zum nächsten Fenster. Es musste offen stehen; Essensduft strömte zu mir herunter, ein köstliches Gemisch aus Kräutern, Tomaten und Käse, doch was sich dahinter abspielte, machte jeden Appetit binnen Sekunde zunichte.

»Schämst du dich nicht? Du ziehst uns mit deinem egoistischen, selbstsüchtigen Verhalten in den Dreck und beschmutzt unsere ganze Familie. Ist dir gar nicht klar, was du uns damit antust?« Katinkas Vater sprach akzentfrei und artikulierte trotz seines Zorns so klar und rein, dass ich keinem seiner Worte ausweichen konnte, obwohl sie Katinka meinten und nicht mich. Seine Sätze waren wie Waffen, derart raffiniert konstruiert, dass keine jemals ihr Ziel verfehlte, und selbst mir taten sie weh. »Wir haben uns gerade erst von

deinem lächerlichen Auftritt in der Aula erholt und jetzt das, zwei Verweise in einem Halbjahr und Versetzung gefährdet, weil du in deinem grenzenlosen Egoismus nichts anderes kennst als dich und dein Vergnügen, und ich sage dir: Wenn du sitzen bleibst, ist es vorbei damit, Training gestrichen, ein für alle Mal, dann erlaube ich dir nicht mehr, unseren Namen in der Öffentlichkeit mit deiner infantilen Egoshow zu missbrauchen, hast du das verstanden? Hast du es verstanden?!«

»Ich ... aber ich hab doch nur ...« Katinka schaffte es vor lauter Schluchzen nicht, flüssig zu sprechen, und ihre Stimme war nur noch ein Hauch. »Ich wollte ...«

»Ich hab doch nur, ich wollte doch nur!«, mischte sich ihre Mutter ein, kalt und schneidend, wenn auch lange nicht so laut wie ihr Vater. Doch es war ein Klang darin, der mich an Moritz erinnerte, als er seine Juden-Bemerkung losgelassen hatte, und ich erschauerte so stark, dass meine Schultern leise knackten. »Heule, heule, heule, immer diese Heulerei, das glaubt dir doch keiner mehr! Jeden Tag dieselbe Masche, schau mal in den Spiegel, wie hässlich du dabei aussiehst! Ja, schau rein, guck es dir an! Dir wird später jeder Mann weglaufen, jeder! Das hält kein Mensch auf Dauer aus!«

»Ach, welcher Mann denn ...« übernahm ihr Vater hämisch das Ruder, während sich meine Fäuste ballten und ich ein Stöhnen unterdrückte, das sich anhörte, als wäre ich ein wildes Tier, das sich in einer tödlichen Falle verheddert hatte. »Wenn du so weiter machst, landest du spätestens mit Anfang zwanzig auf dem Strich, in der Drogenszene oder in der Klapsmühle, ja, genau so wird es laufen! Die Anzeichen sind ja alle schon da in deinem heillosen Egotrip, du kennst nur dich selbst, ja, nur dich und dein Vergnügen«

»... führst dich auf wie eine Hure, in aller Öffentlichkeit, peinlich war das, Gott, was sollen die Kollegen deines Vaters und unsere Freunde nur denken!« Ihr Mutter spielte offenbar erneut auf Katinkas Auftritt in der Aula an. Die beiden schienen sich die Stichworte nach einem altvertrauten System zuzuwerfen, und ich wusste nicht, wie lange ich es noch fertig bringen würde, passiv unter dem Fenster zu kauern und nicht für Katinka Partei zu ergreifen – was zweifellos alles schlimmer machen würde. Alleine dieser Gedanke gab mir die nötige Kraft, weiter zuzuhören und mich nicht zu regen. »Hast du dich denn gar nicht unter Kontrolle, soll jeder andere mitbekommen, wie frühreif und gierig du bist?«

»Aber ich bin doch nicht ...«

»Halt dein vorlautes Maul!«, brüllte ihr Vater donnernd und ich hörte Geschirr scheppern, er musste mit der Faust auf den Tisch gehauen haben. »Wir sehen genau, was los ist, wir haben Augen im Kopf, wir wissen, was da läuft und worauf du abzielst! Ich schäme mich für dich, ja, ich schäme mich zutiefst! Und dann schaffst du es nicht einmal, dein unterirdisches Verhalten mit ein paar guten Noten auszugleichen!«

»Verdammt, glaubt ihr wirklich, mir macht das alles Spaß?«, schrie Katinka plötzlich so laut, dass mit einem Mal Stille herrschte, und auch ich zuckte zusammen. Nicht, Katinka, tu das nicht ... reiz ihn nicht ... »Sehe ich für euch etwa glücklich aus, ja? Mir geht es beschissen, richtig beschissen, ich hasse mein Leben bei euch!«

Das folgende Geräusch grub sich so tief in meine Seele, dass ich es nie wieder vergessen konnte. Noch heute taucht es manchmal in meinen Träumen auf, wie ein Echo aus apokalyptischer Dunkelheit, und ich schrecke mit kaltem Schweiß auf der Brust hoch, weil ich es nicht hatte verhindern können.

So oft habe ich diese Szene in meinem Kopf durchgespielt und versucht, jenen Moment zu finden, in dem ich hätte ins Haus stürmen und verhindern sollen, was ich hörte – einen harten, klatschenden Schlag und das zerstörende Geräusch eines verletzlichen, zarten Körpers, der gegen eine Wand prallt und an ihr herunter sackt.

Ich war nicht da gewesen, obwohl uns lediglich ein Fenster voneinander getrennt hatte, und doch: Ich war nicht da gewesen. So oft war ich nicht da gewesen und immer hatte sie sich gewünscht, dass jemand sie aus dieser Hölle holte. Sie beschützte. Sich vor sie stellte.

Warum war niemand da gewesen? Wenn ein Gott existierte und er nicht strafend war, sondern voller Güte, warum ließ er so etwas zu? Wieso überließ er ein unschuldiges Kind solchen Eltern? Was ergab das für einen Sinn?

Jahrelang sollte ich auf meine Fragen keine Antwort finden, doch jetzt, in diesem pechschwarzen Sumpf einer Familie, die Liebe nicht kannte, war mir so übel, dass ich nicht mehr zu denken vermochte und vollauf damit beschäftigt war, nicht die Nerven zu verlieren und mich an Ort und Stelle zu übergeben.

»Räum die Küche auf. Räum die Küche auf, hab ich gesagt!«, bellte ihr Vater. »Vor heute Abend will ich dich nicht mehr sehen. Geh uns aus den Augen. Du machst uns krank.«

Stühle rückten und Füße huschten über den Boden, mehr als nur drei Paar, Katinkas Brüder mussten alles mit angesehen und -gehört

haben und ich wunderte mich darüber, dass sie nicht ebenfalls geweint hatten. Vielleicht waren sie derartige Szenen längst gewöhnt, weil sie damit aufgewachsen waren und nichts anderes kannten.

Obwohl ich mir nicht sicher war, ob Katinkas Eltern sich weit genug entfernt hatten, stemmte ich die Fersen in den Boden und schob mich hoch, bis ich zwischen den heruntergelassenen, saftig im schwülen Wind wehenden Vorhänge hindurch in die Küche blicken konnte.

Katinka saß mit den Händen vor dem Gesicht an der Wand, ihre Knie schief aufgestellt, und selbst von hier aus konnte ich sehen, dass ihre Waden schlotterten und ihre Schultern bebten. Gleichzeitig wirkte sie beunruhigend apathisch, als könne sie nicht begreifen, was geschehen war, und bräuchte eine rettende Zeit der vollkommenen Zurückgezogenheit in sich selbst, um nicht daran kaputt zu gehen. Dennoch musste ich die Gelegenheit, sie abseits ihrer Eltern zu erwischen, nutzen.

»Katinka«, flüsterte ich eindringlich. Ihre linke Hand zuckte wie im Reflex, doch sie regte sich nicht. »Katinka!«, versuchte ich es etwas lauter, auf die Gefahr hin, dass andere Ohren mich hörten. »Hey!«

Wieder zuckte einer ihrer Finger und sie atmete zittrig durch, während sie wie zu sich selbst den Kopf schüttelte, als könne nicht wahr sein, was sie vernommen habe. Doch dann gab sie sich einen Ruck und löste ihr Gesicht aus ihren Händen, auf dessen linker Wange ich den Abdruck einer Hand zu erkennen glaubte. Entsetzt weiteten sich ihre verweinten Augen.

»Hau ab!«, zischte sie unterdrückt und sah sich nach hinten um. Waren ihre Eltern noch in der Nähe? »Bitte, Elijah, du musst verschwinden!«

»Mein Auto steht draußen hinter der Baustelle. Komm zu mir, Katina.«

»Ich muss die Küche aufräumen!«, entgegnete sie wispernd, und neue Tränen rannen ihre geschwollenen Wangen hinunter. »Hau ab, bitte! Wenn sie dich sehen ...«

»Ich warte draußen im Wagen.« Kaum hatte ich zu Ende gesprochen, war ich außer Sichtweite und schob mich zurück zu den Mülltonnen, während drinnen in der Küche Wasser zu rauschen und Geschirr zu klappern begann.

Katinka gehorchte tatsächlich, sie führte den widersinnigen Befehl ihres Vaters aus – wie zur Strafe dafür, dass sie ihn dazu gebracht hatte, sie zu schlagen. Es war pervers und der Wunsch, zu ihr zu gehen und sie dort wegzuholen, war so stark, dass ich Schwierig-

keiten bekam, meine Gliedmaßen zu koordinieren. Beinahe wäre ich über einen schweren Terrakottatopf neben dem Hauseingang gestolpert und der Länge nach hingeschlagen, doch es gelang mir, mich unbemerkt zurück auf die Straße zu schleichen und zu meinem Auto zu laufen, hinter dessen Scheibenwischer ein Knöllchen samt Abschleppverwarnung klemmte. Ich ließ es trotzdem im Parkverbot stehen, setzte mich bei offenen Fenstern hinters Steuer und trommelte nervös darauf herum, ohne zu wissen, was ich tun sollte, wenn Katinka nicht zu mir kam. Jeder dritte Passant wies mich ungefragt darauf hin, dass ich im Halteverbot stand, auffälliger konnte ich mich kaum verhalten, doch sie sollte die Möglichkeit haben, mich sofort zu finden, falls sie das Haus verließ.

Ich hatte mein Wasser längst leer getrunken, eine besserwisserische Frau angeraunt, sie solle sich gefälligst um ihren eigenen Kram kümmern, und mein Hemd durchgeschwitzt, als ich endlich das Törchen quietschen hörte und Katinka sich mit gehetztem Blick meinem Wagen näherte. Sofort startete ich den Motor. Sie hatte sich noch nicht angeschnallt, da brettete ich bereits jenseits des vorgeschriebenen Tempo 30-Limits am Haus der Aslans vorbei und der nächsten Abfahrt in Richtung Rheinbrücke entgegen.

»Wohin fährst du, Elijah? Oh Gott ...«, keuchte Katinka angstvoll, als sie merkte, was ich vorhatte, doch ich schaffte es nicht, zu antworten. Ich war zu keinem multi tasking mehr fähig; meine Selbstbeherrschung genügte gerade noch, um den Wagen einigermaßen gefahrlos zu steuern und dabei nicht zu viele Radfahrer und Fußgänger zu verärgern.

Katinka saß starr neben mir, immer noch nicht angeschnallt, und ihre Hände klammerten sich verkrampft ineinander, bis sie plötzlich die Rechte löste und nach vorne griff, um den Lautstärkereglern nach oben zu drehen.

Ich hatte gar nicht registriert, dass meine Anlage beim Starten des Motors angesprungen war, doch Katinka schien den Song, der jetzt lief, zu mögen – »Never let me down again«. Ich hinderte sie nicht daran, ihn so laut zu stellen, dass die Bässe meine Schlüssel in der Türablage zum Klirren brachten und tief durch meinen Bauch wummerten. Weinend legte sie ihren Kopf zurück und formte den hypnotischen Refrain stumm mit den Lippen mit.

Die melancholische, stählerne Kälte von Depeche Mode schaffte ein wenig Ordnung in mir, auch wenn der Text des Songs Katinkas Leid zu vervielfachen schien, und als ich endlich unser Dorf erreicht

hatte, fühlte ich mich wieder imstande, logische Gedanken zu fassen und meine Handlungen einzuschätzen.

Stück für Stück drehte ich die Lautstärke herunter, drosselte mein irrsinniges Tempo und parkte den Wagen ordnungsgemäß in unserer Einfahrt, ohne den geringsten Plan zu haben, was wir nun tun sollten. Mir war nur eines klar: Ich würde Katinka nicht zurück in dieses Haus gehen lassen.

Nie wieder.

Meine Eltern waren noch arbeiten und Levy befand sich auf einem ganztägigen Klassenausflug; Katinka und ich waren ganz alleine. Wie eine Marionette, die nie einen eigenen Willen besessen hatte, stieg sie aus dem Auto und folgte mir ins Haus, wo ich sofort zwei Gläser mit kühlem Wasser füllte und sie auf den Wohnzimmer-tisch stellte. Katinka verharrte mit hängenden Schultern in der Mitte des Raumes, als wisse sie nicht, was sie jetzt tun dürfe, und deshalb demütig auf einen Befehl wartete.

»Magst du dich setzen?« Befangen wies ich auf das Sofa, ihre Unsicherheit drohte sich auf mich zu übertragen. Schulterzuckend und mit gesenkten Wimpern folgte sie meinem Vorschlag und vergrub ihr Gesicht in den Händen, sobald sie Platz genommen hatte. Ihr Wasser rührte sie nicht an, während ich meines in einem Zug austrank.

»Katinka ...« Meine Stimme war sanft und meine Bewegung so langsam, dass ich sie auf keinen Fall damit überraschen konnte, doch bevor meine Hand in die Nähe ihres Armes kam, wich sie vor mir zurück.

»Nein, Elijah ... jetzt nicht, bitte ...«, bat sie tonlos. »Meine Haut tut weh.«

Das war ein eigentümlicher Satz und er löste lähmende Kälte in mir aus, aber ich zog meine Hand wieder zurück und unternahm keinen Versuch mehr, sie anzurühren, obwohl ich es kaum aushielt, sie nicht in den Arm nehmen zu können; wohlwissend, dass keine Umarmung dieser Welt heilen konnte, was geschehen war.

Katinka schluckte hörbar und löste ihr Gesicht aus ihren Händen, um mich für einen kurzen Moment direkt anzuschauen. Ihre Augen schimmerten in einem tiefen, leuchtenden Smaragdgrün, eine merkwürdig schöne Auswirkung des vielen Weinens, und ihre Verwundbarkeit bewegte jenseits dessen, was ich bisher kennengelernt hatte. Ja, sagten, sie. Es war nicht das erste Mal. Es passiert immer und immer wieder.

»Ist das wirklich wahr?«, flüsterte sie und fuhr sich mit dem Handrücken über ihre nassen Wangen. »Träume ich? Oder bin ich hier, bei dir?«

»Ja, bist du«, erwiderte ich ruhig. »Du bist in Sicherheit.«

»Oh nein, das bin ich nicht ...« Katinka lachte zynisch auf. »Es wird alles nur schlimmer machen. Aber du bist da ... Du bist da.« Unter einem seufzenden Ausatmen legte sie die Hand auf ihren Bauch. »Oh Gott, mir ist so schlecht ...«

»Musst du spucken? Soll ich mit dir aufs Klo gehen?«

Wieder lachte sie schluchzend auf, bevor sie abwehrend den Kopf schüttelte.

»Nein, es ist nur ... die Streitereien gehen immer beim Mittagessen los und trotzdem setze ich mich an den Tisch, obwohl ich ahne, was kommt. Ich spüre das schon, wenn ich das Haus betrete, und egal, was ich tue und sage und wie ich mich verhalte, nach den ersten Bissen wird aus unserem Gespräch ein Streit und dann hab ich schon was im Bauch und ... sitze da und denke, gleich kotze ich alles wieder auf den Teller, aber ... stattdessen bilde ich mir ein, mit ihnen diskutieren und mich verteidigen zu können, obwohl mir sterbensübel ist und ...«

Sie sprach nicht weiter, aber ich wusste, was sie meinte. Sie hatte versucht, sich zu wehren; noch hatte sie nicht vollends aufgegeben. Besorgt musterte ich ihr Gesicht. Ihre Nase war zwar rot und geschwollen, aber sie blutete nicht, und den Handabdruck auf der Wange konnte man schon fast nicht mehr erkennen.

»Hast du dir ...« Mit zusammengepressten Lippen brach ich ab, um mich zu korrigieren. »Hat er dir wehgetan?«

»Ach, was ...« Katinka winkte ab, ohne mich anzuschauen. »Das war nichts, Elijah. Nicht der Rede wert.« Oh doch, das war es. Katinka war durch die halbe Küche geflogen und gegen die Wand geprallt, das musste ein Schock gewesen sein, doch ich begriff, dass sie nicht darüber sprechen konnte, und außerdem schien sie sich für das, was passiert war, zu schämen. Es gelang ihr kaum, mir länger als ein, zwei Sekunden in die Augen zu schauen, sie wich meinem Blick beständig aus, als sei sie die Täterin und ihre Eltern die Opfer.

»Ich kann heute nicht ins Training«, sprach sie stockend weiter. »Die denken, ich bin jetzt dort, aber ... das ... ich kriege das nicht hin ... ich ...« Verwirrt brach sie ab und fuhr sich durch ihre Locken, die wieder länger geworden waren. »Ich will an nichts mehr denken. An gar nichts. Kennst du das, Elijah? Wenn jeder Gedanke zu viel ist, weil es keine guten Gedanken mehr gibt?«

Ich bejahte ihre Frage nicht, weil ich mir nicht sicher war, ob ich wusste, was sie meinte, und sie nicht belügen wollte, hielt ihrem kurzen, forschenden Blick aber stand.

»Nein, woher sollst du das auch wissen ...« Sie zwang sich zu einem unglücklichen Lächeln. »In einem Leben mit Levy gibt es immer einen hellen Gedanken, oder?« Ihr Mund verzog sich schmerzgeplagt, als sie neben sich auf das Sofa wies. »Ich bin so müde, Elijah. Ich will aus meinem Kopf raus. Kann ich mich hinlegen und ein bisschen schlafen? Bitte?«

»Bitte mich um nichts mehr, Katinka«, entgegnete ich mit rauher Stimme. »Alles, was du willst ... Alles ist in Ordnung.«

Noch einmal schaffte sie es, ihren Mund zu einem Lächeln zu verziehen. »Es ist niemals alles in Ordnung, was ich will. – Danke.« Langsam ließ sie ihren Körper zur Seite sinken, zog die Beine an und schloss die Augen. Als ich mit der leichten Fleecedecke zurückkam, die ich von der Terrasse geholt hatte und trotz der Wärme über ihr ausbreiten wollte, war sie bereits eingeschlafen.

Selbst das Gewitter, das nur wenige Minuten später mit roher Urgewalt losbrach und sintflutartige Regenschauer gegen die Hauswand prasseln ließ, weckte sie nicht auf. Tatenlos saß ich ihr gegenüber im Sessel und wagte es nicht, sie alleine zu lassen, während es im Haus zwischenzeitlich so finster wurde, dass ich Katinkas Gesicht nur noch erkennen konnte, wenn ein Blitz die Dunkelheit durchzuckte.

Nachdem der Regen sich zu einem gleichmäßigen Rauschen abgeschwächt hatte und die Abstände zwischen den Donnerschlägen sich verlängerten, marschierte die Nachbarskatze Emma durch die offen stehende Terrassentür – im Sommer ein regelmäßiger Gast in unserem Haus, wobei sie sich mit Vorliebe auf den Stuhl in Salomes Büro legte, als sei dieses Zimmer eigentlich ihr Reich, und dort ein Schläfchen machte.

Doch heute steuerte sie gar nicht erst die Treppe an, sondern schüttelte sich die Nässe aus dem Fell, miaute mich vorwurfsvoll an und stolzierte schnurstracks zum Sofa, um unter einem weiteren Miauen heraufzuspringen und sich an Katinkas Bauch zusammenzurollen. Verwundert registrierte ich, dass Katinka nicht zusammenzuckte, als Emma sich unter einem hörbaren Durchatmen dicht an sie schmiegte, sondern ihrerseits leise seufzte und sich ein bisschen kleiner machte, was Emma zu gefallen schien, denn sie fing im gleichen Moment lautstark zu schnurren an.

Der Anblick der beiden beruhigte mich ein wenig, doch ich hatte immer noch keine Eingebung bekommen, was ich tun sollte. Langsam realisierte ich, dass ich Katinka nicht einfach hierbehalten konnte. Ihre Eltern würden sie spätestens nach dem Verstreichen ihres Trainings zu suchen beginnen und möglicherweise die Polizei einschalten.

Auf der anderen Seite war es für mich undenkbar, sie zu wecken und zurück nach Hause zu fahren. Ich hatte sie gerade erst in Sicherheit gebracht – und selbst, sie aus ihrem Schlaf zu reißen, kam mir unzumutbar vor.

Deshalb saß ich ihr auch dann noch gegenüber, als Stunden später die Haustür klackte und Salome von der Arbeit heimkehrte. Das Gewitter war längst einer dunstigen Abendsonne gewichen und die Amseln huschten emsig über den Rasen, um die letzten Regenwürmer zu erwischen, während die nächsten dunklen Wolken sich schon in der Ferne auftürmten. Noch immer hatte ich nichts gegessen, weil ich mich nicht von der Stelle gerührt hatte, und mein Kopf schmerzte brutal. Doch sobald meine Mutter das Wohnzimmer betrat und ihr Blick auf die schlafende Katinka fiel, sprang ich auf und legte warnend den Finger auf meine Lippen.

»Bitte weck sie nicht«, bat ich Salome flüsternd, denn der Ausdruck in ihren Augen barg eine Strenge, die sich wie ein Pfahl in meinen Bauch bohrte.

»Elijah, was tut sie hier?«, gab sie ebenso leise wie ich zurück, schlüpfte im Stehen aus ihren Pumps und trat barfuß zu mir, um mich und Katinka aus der Nähe ansehen zu können. »Du weißt doch, dass ...« Irgendetwas in meiner Miene ließ sie stocken und ihre Strenge zog sich zurück. »Was ist passiert?«

»Ich musste sie mit hierher bringen, sie wird ... ihre Eltern ...« Obwohl ich mich die ganze Zeit danach gesehnt hatte, mich jemandem anzuvertrauen, schaffte ich es nicht, auszusprechen, was ich erlebt hatte. Doch Salome schien von alleine zu begreifen, worum es ging. Ohne ein Wort stieg sie auf den kleinen Fußhocker neben dem Sessel, sodass sie mich tröstend in ihre Arme nehmen konnte. Aufstöhnend barg ich meinen Kopf an ihrer Schulter. Ich war kurz davor, bitterlich zu weinen, aber da meine Mutter mich stumm bei sich ließ, ohne Fragen zu stellen, konnte ich mich in ihrer beruhigenden Stille nach und nach stabilisieren und meine Tränen wegschieben.

»Komm mit«, forderte mich Salome sanft auf, als sie spürte, dass ich mich gefangen hatte, und lief auf leisen Sohlen in die Küche, wo

sie die Verbindungstür zum Wohnzimmer bis auf einen winzigen Spalt zuschob. So waren wir in Katinkas Nähe, falls sie erwachte, konnten aber miteinander sprechen, ohne dass sie gestört wurde. Mit zittrigen Knien lehnte ich mich gegen den Kühlschrank, während Salome an der gegenüberliegenden Frühstücksbar Platz nahm und mir ermutigend zunickte.

»Erzähl mir alles, was geschehen ist.«

Ich hatte noch immer Schwierigkeiten, darüber zu sprechen, und erst jetzt merkte ich, wie seltsam es doch war, dass ich keine Gesichter zu all diesen scheußlichen Worten und Taten hatte – weder das von Katinkas Vater noch das ihrer Mutter. Meine Erinnerungen sperrten sich, als ich versuchte, die Aussagen ihrer Eltern wiederzugeben, weil ich immer wieder dachte: »Das kann nicht sein, so etwas gibt es nicht, nicht bei gebildeten Menschen wie sie es sind!«, und zweifelte schon an meinen eigenen Schilderungen, doch Salome hörte ohne sichtbare Regungen zu, bis ich fertig war.

»Ihre Eltern glauben also, sie ist im Training?«

»Ja«, antwortete ich mit kratzender Kehle. »Sie haben gesagt, sie wollen sie vor dem Abend nicht wiedersehen.«

Salome nahm einen tiefen Atemzug und schaute mir ernst in die Augen. »Du musst sie zurückbringen, Elijah. So schnell wie möglich.«

»Aber – aber das kann ich nicht!«, erwiderte ich in einer Heftigkeit, die meine Stimme unangenehm blechern werden ließ. »Sie kann nicht dorthin zurück, hast du nicht gehört, was passiert ist? Ihr Vater hat sie geschlagen!«

»Ich weiß.« Meine Mutter legte ihre Hand auf ihre Brust, als versuche sie sich damit Kraft zu geben. »Aber hast du es *gesehen*, Elijah? Hast du es mit eigenen Augen gesehen und könntest du es vor Gericht beschwören? Oder hast du seinen Schlag nur gehört, in einem Garten, durch den fast ununterbrochen der Baulärm von der Straße dröhnte, und den du unbefugt betreten hast, zum wiederholten Male?«

»Glaubst du mir etwa nicht?« Ich klang angriffslustig und fassungslos zugleich, doch der traurige Blick meiner Mutter stoppte meine aufkeimende Aggression im Nu. Bedächtig schüttelte sie den Kopf.

»Ich glaube dir, Elijah, auch wenn man den Abdruck seiner Hand nicht mehr sehen kann. Ich habe keinen Zweifel an deiner Wahrnehmung. Aber darum geht es hier nicht. Es geht darum, dass du zum zweiten Mal Hausfriedensbruch begangen und bereits eine

Anzeige deshalb bekommen hast, und nicht besonders glaubwürdig sein wirst, wenn es zu einem Verfahren kommt – und wenn wir ihren Vater beschuldigen, sie zu schlagen, wird es das! Jemand wie er wird einen solchen Vorwurf nicht auf sich ruhen lassen, sondern alles unternehmen, damit sein guter Ruf als Kinderarzt gewahrt wird und er ...«

»Was!?!«, unterbrach ich Salome konsterniert und schnappte nach Luft. »Er ist Kinderarzt?«

»Ja – und zwar kein unbekannter. In Fachkreisen wird er hochgeschätzt und er ist garniert mit Dokortiteln und Auszeichnungen. Das wird er sich nicht von der Aussage eines Neunzehnjährigen ruinieren lassen, der im Verdacht gestanden hat, sich seiner minderjährigen Tochter unsittlich genähert zu haben, weil ...«

»Aber das habe ich nicht!«, widersprach ich erneut und hieb vor Unmut meine flache Hand gegen den Kühlschrank. »Ich habe mich Katinka nicht unsittlich genähert und ich ...«

»Elijah«, unterbrach meine Mutter mich warnend. »Ich sage es noch einmal: Darum geht es nicht. Ich spreche nicht davon, was ich glaube und weiß, sondern wie es von außen aussieht. Versteh doch, du bist wieder einmal auf das Grundstück der Aslans geschlichen und hast einen privaten Familienstreit belauscht, und Katinka konnte dich vorher nur anrufen, weil du für sie ein Handy in einem Blumenbeet in der Stadt versteckt hast. Das ist für Außenstehende merkwürdig, siehst du das nicht? Nach deinem Lauschangriff forderst du sie erneut auf, zu dir ins Auto zu steigen, und bringst sie ohne ihr Einverständnis hier her, wo ihr den ganzen Nachmittag miteinander alleine seid. Weißt du, was man aus diesen Fakten zusammenschustern kann, wenn man es darauf anlegt, und welches Bild das auf dich werfen kann? Ganz zu schweigen davon, was geschieht, wenn du sie hierbehältst – das kommt rechtlich einer Entführung gleich und genau so wird ihr Vater es darstellen! Jemand wie er wird zudem behaupten, dass du den Schlag in ihr Gesicht erfunden hast; Katinka selbst hat doch sowieso keine Stimme bei ihm und er wird ausreichend Diagnosen finden, um sie als nicht glaubwürdig hinstellen zu können, falls sie deinen Vorwurf bestätigt. Wie hilfst du ihr, wenn du im Knast sitzt oder eine einstweilige Verfügung am Hals hast und sie niemanden mehr hat, an den sie sich wenden kann?«

»Aber irgendetwas müssen wir doch tun!«, entgegnete ich erhitzt. »Ich kann sie nicht zurückbringen, Mama, bitte verlang das

nicht von mir ...« Nun heulte ich doch, ich war zu erschöpft und ohnmächtig, um meine Tränen länger herunterzuschlucken, und meine Mutter kam ein zweites Mal zu mir, um mir über den Kopf zu streichen und ihre angenehm kühlen Hände um meinen Nacken zu schließen. Ihr Scheitel reichte gerade bis zu meinem Hals. Trotzdem fühlte sie sich stark und schützend an.

»Es tut mir leid, Elijah. Wir haben keine andere Wahl, sie ist nicht unser Kind, noch gehört sie zu ihren Eltern. Ich kann das Jugendamt einschalten, ja, und normalerweise hätte ich das als allererstes getan. Aber weißt du, was dann passiert? Ihr Vater wird alle Vorwürfe abschmettern, falls die Beamten ihnen überhaupt nachgehen, und wenn sie ihren Hausbesuch machen, wird er ein perfektes Familienleben inszenieren. Dr. Aslan ist sehr charismatisch. Ich bin ihm nur bei zwei Gelegenheiten in der Schule begegnet, unter unzähligen Menschen, aber er hat jedes Mal den gesamten Raum eingenommen. Solche Menschen wissen, wie sie andere für sich gewinnen, wenn es darauf ankommt. Du hast dir einen starken Gegner gesucht.«

»Können wir denn wirklich gar nichts tun?« Ich wollte mich nicht mit dem abfinden, was Salome sagte, obwohl ich wusste, dass sie die Situation und Katinkas Vater treffend einschätzte. Sie hatte immer eine hervorragende Menschenkenntnis besessen. Aber deshalb tatenlos bleiben? Nein, das durften wir nicht.

In aller Behutsamkeit löste Salome sich von mir und trat zwei Schritte zurück. Verlegen wischte ich mir über meine nassen Augen. Sie hatte mich das letzte Mal weinen gesehen, als ich dreizehn gewesen war und mir beim Tennis den Knöchel gebrochen hatte.

»Doch«, antwortete sie leise und ergriff zart meine linke Hand. »Du kannst Katinka heute Abend rechtzeitig zurück nach Hause bringen und ihr damit weiteren Ärger ersparen. Und dann wartest du, bis er es wieder tut, und es womöglich klare, sichtbare Beweise gibt – und hoffst, dass Katinka sie dir von alleine zeigt.«

Ich brauchte einige Sekunden, um zu begreifen, was Salome andeutete.

»Ich soll untätig warten, bis er sie so schlimm verprügelt, dass wir Fotos davon machen können?« Das Schweigen meiner Mutter war Antwort genug, und obwohl ich Tränen in ihren Augen schillern sah, schüttelte ich abwehrend den Kopf und riss meine Hand von ihr los. »Nein ... nein, das ist grausam! Das können wir nicht machen!«

»Wir müssen.« Fordernd blickte Salome mich an. »Es ist der einzige Weg. Katinka kommt aus eigenen Stücken zu uns und zeigt oder sagt uns, was geschehen ist. Vertraue darauf, dass sie diesen Mut aufbringen wird, Elijah. Das ist das, was du tun kannst – ihr zu vertrauen, dass sie den Weg in das Licht von sich aus findet. Du darfst nicht zu ihr in die Dunkelheit gehen, nicht nach all dem, was geschehen ist. Diese Dunkelheit würde dich verschlucken und ihr beide würdet zusammen darin untergehen. Sie muss sich selbst auf den Weg machen. Du kannst sie auf der Schwelle in Empfang nehmen, ja, das darfst du, dafür bist du da, und du kannst den Rest des Pfades für sie beleuchten, aber gehen muss sie ihn alleine. Sie ist stark, Elijah. Es ist möglich, dass sie sich dafür entscheidet, wenn es für sie in ihrem Leben unerträglich wird. Glaub an sie. Das ist das, was du für sie tun kannst, und es ist mehr, als du denken magst. Glaube kann Berge versetzen.«

Schweigend wandte ich mich von Salome ab und lehnte meine schmerzende Schläfe gegen den Külschrank, dessen gleichmäßiges Summen mich nicht beruhigte, sondern an meinen Nerven rieb. Wie so oft hatte ich nur die Hälfte von dem verstanden, was sie gesagt hatte, doch ich sah das Bild, das sie gezeichnet hatte, deutlich vor mir.

Ein langer, schmaler Weg verlief zwischen dem dunklen, kalten Haus, in dem Katinka wohnte, und unserem golden leuchtenden, von Wärme erfülltem Heim, und ich durfte nicht weiter als bis zur Mitte gehen, bis zur Brücke zwischen ihrem und unserem Reich. Ich hatte sie heute zu uns gebracht, um ihr zu zeigen, dass sie bei uns willkommen war; mehr konnte ich nicht tun. Sie kannte die Richtung. Doch ich durfte ihr diese Entscheidung nicht abnehmen, denn damit würde ich sie und mich ins Unglück stürzen – und jede weitere Hilfe unmöglich machen.

Außer mir hatte sie niemanden.

»Mein Schatz ...« Meine Mutter berührte sacht meinen Rücken. »Sie kann schnell laufen und dabei weite Strecken zurücklegen. Das ist ihre große Stärke.«

»Aber was, wenn ...« Ich wollte meinen Satz weder zu Ende denken noch zu Ende sprechen – und in dem Moment, in dem ich ins Stocken geriet, vernahm Salome und ich ein Geräusch aus dem Wohnzimmer. Emma war zu Boden gesprungen; vermutlich hatte Katinka sich bewegt, weil sie im Begriff war, aufzuwachen. Gleichzeitig wendeten wir uns zur Schiebetür, um zu ihr zu gehen, doch

Salome bedeutete mir, mich hinter ihr zu halten und ihr das Gespräch zu überlassen.

Wie erwartet schlief Katinka nicht mehr, sondern setzte sich gerade mit verwuscheltem Schopf auf, ihre Wangen leicht gerötet, als bekäme sie Fieber. Doch unter den Augen und um die Nase herum war ihre Haut auffallend blass.

Sobald meine Mutter und ich ins Wohnzimmer getreten waren, hob sie ihren Blick und schaute Salome an, als sei sie eine blendend helle Geistererscheinung. Überwältigt legte sie ihre Hände auf Mund und Nase, während sie blinzelnd ihre Tränen in Schach zu halten versuchte und ihre Augen sich nicht von dem Antlitz meiner Mutter zu lösen vermochten.

»Oh Gott ...«, flüsterte Katinka, ohne die Finger von ihren Lippen zu nehmen. »Sie müssen ... Sie sind ... oh Gott ...«

»Ja«, antwortete Salome lächelnd. »Ich bin Elijahs Mama. Hallo Katinka.«

Die Ähnlichkeit zwischen Salome und mir war frappierend, ja – doch das erklärte für mich nicht, wieso es Katinka so tief bewegte, uns beide nebeneinander zu sehen. Ein wenig erinnerte mich ihr Schauen an jenen verzauberten Moment, als wir uns an Weihnachten nach Wochen der Getrenntheit im Schatten des Domes wieder begegnet waren. Auch an diesem Abend hatte etwas zutiefst Ungläubiges, Staunendes in ihrem Blick gelegen. Jetzt aber schaffte es sie es kaum, ihre Emotionen zu kontrollieren, und obwohl sie schluckte und schniefte, rollte eine Träne ihre Wange hinunter.

In weicher Langsamkeit trat Salome zu ihr, setzte sich ihr gegenüber auf die Kante des Wohnzimmertischs und sah ihr ins Gesicht – mit welchem Ausdruck, blieb mir verborgen, doch ich bin überzeugt, dass er liebevoll und mütterlich war.

»Elijah bringt dich jetzt wieder nach Hause, Katinka.«

Katinka nickte zustimmend. »Ja, in Ordnung«, wisperte sie und eine zweite Träne rann über ihre Nase und tropfte zu Boden. »Das ist gut. Ich muss bald dort sein.«

»Du bist bei uns immer willkommen. Immer«, wiederholte Salome eindringlich, aber sanft und reichte Katinka beiläufig ein Taschentuch. »Ob tagsüber oder mitten in der Nacht, unter der Woche oder sonntags: Unsere Tür steht dir offen.«

»Aber ...« Katinka brach verwirrt ab und starrte auf das Taschentuch in ihren Händen, ohne es zu benutzen. »Aber Sie kennen mich doch gar nicht!«

»Meine Söhne kennen dich«, erwiderte Salome und ich hörte, dass sie immer noch lächelte. »Das genügt mir.«

Katinkas Augen wanderten fragend zu mir, doch ich nickte nur. Ja, bedeutete ich ihr, so ist das bei uns – und ich hoffte inständig, sie würde darauf vertrauen können, wenn sie uns brauchte. Sie wagte nicht, etwas zu erwidern, und es schmerzte mich, sie so eingeschüchtert und verletzt vom Sofa aufstehen zu sehen. Unterdrückt stöhnend rieb sie sich über ihre Stirn und den Nacken und wandte sich in einer torkelnden Bewegung zu mir.

»Dann ...« Ihre Augen huschten eilig durch unser Wohnzimmer und über die Gesichter von Salome und mir, als wolle sie sich alles gut einprägen, weil sie es womöglich nie mehr wiedersehen würde. »Dann fahren wir jetzt?«

Ich warf einen letzten, bittenden Blick zu Salome, doch sie nickte kaum merklich. »Ja. Ich bringe dich heim.«

Nein. Ich brachte sie nicht heim. Ich brachte sie zurück in ihr persönliches Gefängnis, das niemals ein Heim werden konnte, und als wir nach einer erdrückend stillen Schweigefahrt in der Innenstadt angekommen waren, parkte ich mein Auto nicht in ihrer Straße, sondern eine Ecke weiter. Mir war das Risiko zu hoch, zusammen mit ihr gesehen zu werden, und ich wollte noch einen Moment abseits dieses sterilen Käfigs, in dem sie lebte, mit ihr verbringen.

»Danke, Elijah«, sagte sie so leise, dass ich ihre Worte mehr von ihren Lippen ablas, als sie hören zu können. »Danke für alles.«

Was alles? Ich hatte ihr lediglich eine kurze Auszeit verschafft, einen totenähnlichen Erschöpfungsschlaf auf unserem Sofa mit einer Katze als Gesellschaft. Doch verändert hatte ich nichts. Es war niederschmetternd.

Wieder stieg das Bedürfnis in mir auf, sie mit einer Umarmung zu trösten, denn ich war nicht besonders wortgewandt und Gespräche waren nicht meine Art, anderen Menschen meine Verbundenheit zu zeigen.

Was ist Trost eigentlich genau?, fragte ich mich. Zu zeigen, dass man um das Leid des anderen wusste? Oder bedeutete es, ein starker, verlässlicher Fels in einer aufgewühlten See zu sein, an den ein Ertrinkender sich klammern konnte? Oder bestand Trost darin, da zu sein, ohne etwas zu tun oder zu sein?

In einer plötzlichen Eingebung drehte ich meine rechte Hand auf den Rücken und schob sie zwischen unsere beiden Sitze, wo ich sie

reglos hinter dem Schaltknüppel liegen ließ. Schweigend wartete ich ab, ob Katinka mein Angebot verstand. Ich glaubte schon nicht mehr daran, als ich sie tief einatmen hörte und ihr linker Handrücken sich zart und leicht in meine Handfläche legte. Ich schloss meine Finger nicht, sondern ließ ihre Hand einfach nur in meiner ruhen, bis sie sie wieder zurückzog und sich ein paar letzte Tränen von ihren Wangen wischte.

»Kannst du dir es denn vorstellen? Geht das?«, sprach ich aus, was mich beschäftigte, seitdem sie ihre Hand in meine gebettet hatte.

»Was vorstellen?« Sie wagte nicht, mich anzusehen.

»Dass ich dich in den Arm nehme.«

Es dauerte, bis sie antwortete, und in den stummen Minuten davor atmete sie so schwer, als hadere sie mit sich und versuche, einen Kampf zu gewinnen, der schon immer aussichtslos gewesen war.

»Ja, das ... ja, ich glaube, das geht. Doch, das geht. Ich ...« Katinka schaute mit leicht geöffnetem Mund auf ihre tränenbefleckten Jeans. Mir war, als würde sie zurück in jene lethargische Starre fallen, mit der sie heute Mittag auf dem Küchenfußboden gesessen hatte. »Ich muss jetzt gehen. – Du sagst es doch niemandem, oder?«

»Was?«

»Na, das, was bei uns zu Hause – du weißt schon.« Wieder wirkte sie auf mich, als würde sie sich dafür schämen. »Bitte sag es niemandem. Ich hab einmal damit gedroht, dass ich das Jugendamt einschalte, und er hat mich verhöhnt, mir würde eh niemand glauben, und geschworen, dass er mir alles nehmen wird, was mir lieb ist, wenn ich nur ein Wort über unsere Familienangelegenheiten nach draußen trage, und ... Das würde ich nicht aushalten. Das Laufen ist das einzige, wobei ich glücklich bin. Bitte erzähl es nicht weiter.«

»Okay«, versprach ich, obwohl es sich so falsch anfühlte, so widersinnig und gemein, dass mir schlecht dabei wurde. »Ich sag es niemandem.«

»Danke. Bis dann, Elijah.«

»Vergiss die Worte meiner Mutter nicht!«, rief ich ihr hinterher, nachdem sie die Tür geöffnet und sich aus dem Wagen geschoben hatte, doch Katinka hob nur kurz die Hand, bevor sie um die Straßenecke verschwand, und ich wusste nicht, ob ihre Geste ein Abschiedsgruß gewesen war oder ihr Zeichen, dass sie mich verstanden hatte.

Ich musste meine Finger um das Lenkrad krallen, um ihr nicht hinterherzulaufen, und erst, als der Dom sieben Mal schlug, konnte ich mich dazu durchringen, den Motor anzulassen und zurück nach Hause zu fahren, wo mein Vater und Levy eingetrudelt waren und mit Salome am gedeckten Tisch saßen.

»Ich habe keinen Hunger«, murmelte ich, obwohl meine Beine vor Schwäche schmerzten, als würde ich gleich Wadenkrämpfe bekommen, strich Levy im Vorbeigehen über seinen Wuschelkopf und steuerte die Treppe an.

Es dauerte keine fünf Minuten, bis Salome an meine Zimmertür klopfte. Ich hatte sie gar nicht erst geschlossen. Dennoch wartete sie ein paar Augenblicke ab, bis sie eintrat und zu mir ans Fenster kam, wo ich mit verschränkten Armen auf den Garten hinunter schaute.

Obwohl das nächste Gewitter schon seine ersten Blitze über das Land schickte, wirkte er unpassend lieblich und verwunschen, wie eine märchenhafte grüne Oase, deren Bewohner nichts von dem Bösen in der Welt ahnten. So lange war ich einer von ihnen gewesen – ich sehnte mir meine Unschuld zurück.

»Das, was ihr habt, Levy und du, ist nicht normal, Elijah. Was dein Vater und ich inzwischen haben, ist nicht normal. Ich bin überglücklich darüber, denn ich weiß: Es ist nicht normal.« Wie ich blickte Salome auf unseren Garten hinab, wo Levy mit einem Eis in der Hand durch das satte Grün schlenderte und mit der anderen über sein Handy scrollte, selbstvergessen und zufrieden mit diesem neuen Tag seines Lebens.

Konnte ich ihm überhaupt erzählen, was geschehen war? Würde er damit umgehen können?

»Leider ist das, was Katinka erlebt, keine Seltenheit. Es passiert so oft, immer noch. Geschwister, die sich lieber zerfleischen anstatt zusammen zu halten, oder von Neid und Missgunst zerfressen sind. Eltern, denen ihr guter Ruf wichtiger als die Seele ihrer Kinder. Väter, die ihre Töchter schlagen, Mütter, die ihre Söhne als Partnerersatz benutzen, Missbrauch und Gewalt – eine unendliche Palette. Das, was du von deiner Familie kennst, ist nicht der Durchschnitt.«

Für mich war es immer selbstverständlich gewesen. Wie hätte ich Levy anders begegnen können als mit Liebe? Wie meinen Eltern anders als mit Respekt? Ja, auch bei uns hatte es mal gekracht und ab und zu hatten Levy und ich den Bogen überspannt. Aber nie wa-

ren wir geschlagen oder beleidigt worden. Nie hatten meine Eltern uns mit Worten verletzt, bis wir innerlich bluteten.

Und keine einzige Sekunde hatten wir daran gezweifelt, dass wir liebenswert waren.

»Wieso sagst du mir das?«, fragte ich nach einigen stillen Momenten, da ich nicht wusste, was Salome mit ihren Worten bezweckte.

»Weil das, was du heute mit angehört hast, für Katinka, so traurig das auch sein mag, normal ist. Verstehst du? Sie kennt es nicht anders. Wir jedoch sind für sie nicht normal. Wir sind für sie anders, fremd, vielleicht sogar befremdlich. Ich gehe davon aus, dass sie Situationen wie heute schon oft erlebt hat. Und sie ist nicht daran kaputt gegangen. Jetzt aber kennt sie Menschen, an die sie sich wenden kann, wenn es schlimmer wird. Das hatte sie vorher nicht. Du hast etwas Gutes getan, Elijah. Auch wenn du es anzweifelst und es dir nicht genug ist – es ist etwas Gutes. Du hast ein Tor für sie geöffnet.«

Unsere Blicke folgten Levy, der sich mit dem abgeleckten Eisstängel im Mundwinkel in die Hollywoodschaukel fallen ließ und lächelnd eine Nachricht auf seinem Handy las. Ich wünsche mir seine Naivität, sein Unwissen. Seine Unbedarftheit.

Ich würde nie wieder vergessen können, was ich heute erlebt hatte.

Aber vielleicht hatte meine Mutter recht. Es war nicht das erste Mal gewesen. Katinka kannte diese Szenen, sie hatte es ja selbst angedeutet. Doch ich hatte Angst, dass sie mir nicht genügend vertraute, um mich aufzusuchen, wenn sie es zu Hause nicht mehr aushielt – und dann geschehen würde, was ihr Vater bisher nicht geschafft hatte.

Dass er ihren Willen brach.

»Ich muss deinen Bruder aus dem Garten holen, bevor er vom Blitz erschlagen wird«, bemerkte Salome schmunzelnd, als hätten wir nur über das Wetter geredet, strich mir jedoch bedeutsam über meinen Unterarm, bevor sie sich umdrehte und mich alleine ließ.

Als ich gegen Mitternacht im Bett lag, nach etlichen sinnlosen Versuchen, mich abzulenken, und es draußen immer noch blitzte und donnerte, dachte ich nur eines.

Stell es dir vor. Bitte, Katinka, stell es dir vor. Dass ich dich in

meine Arme nehme und du sicher bist, bei mir, an meinem Herzen,
in meinem Licht.

Ich fühlte

Nichts.



Alive

Die kommenden Monate lehrten mich vor allem eines – Vertrauen, und dies in so vielen unterschiedlichen Facetten, dass ich manches Mal an dieser Lektion zu scheitern drohte. Ich musste darin vertrauen, dass die Entscheidung meiner Mutter richtig gewesen war und ich gut daran tat, passiv zu bleiben. Vertrauen, dass wir Katinka deutlich genug gezeigt hatten, bei uns willkommen zu sein. Vertrauen, dass sie sich nicht willenlos von der Diktatur ihres Vaters unterjochen ließ und alles genau so geschehen würde, wie es ihr diente.

Anfangs erschien es mir wie ein unverzeihlicher Frevel, mein Leben so weiterzuführen, wie ich es geplant hatte. Doch mir blieb gar nichts anderes übrig, zumal es Katinka nicht helfen würde, wenn ich tatenlos auf etwas wartete, von dem ich gar nicht wollte, dass es geschah. Die andere Variante kam mir jedoch undenkbar vor – dass wie durch ein Wunder Frieden im Hause Aslan einkehrte und Katinka keinen Grund mehr hatte, zu uns zu kommen.

Natürlich wollte ich nicht, dass der Kummer es war, der sie zu mir trieb, aber inzwischen kannte ich sie gut genug, um zu wissen, dass sie sich nur in größter Not in meine Nähe wagte und ansonsten mir die entscheidenden Schritte überließ – und die waren mir nun mal untersagt.

Also hielt ich mich an meine bisherigen Pläne und nahm eine Woche später den Ersatztermin für mein Vorstellungsgespräch wahr. Ich staunte darüber, wie unspektakulär und ruhig es verlief. Nur wenige Tage danach erhielt ich meine Zusage – ich konnte bereits am 1. August mit meinem Freiwilligen Sozialen Jahr beginnen, zunächst mit einem einwöchigen Vorbereitungsseminar und anschließend mit Schichtdiensten in der Jugendpsychiatrie.



Wirklich freuen konnte ich mich nicht über diese Nachricht, aber bald stellte sich eine leise, sinnerfüllte Zufriedenheit in mir ein, begleitet von dem beruhigenden Gefühl, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben. Bis ich die ersten Schritte auf ihm gehen konnte, half ich Papa dabei, Häuser zu präsentieren und seine Website zu pflegen; leichte Tätigkeiten, für die ich dankbar war, da sie mich vor zu vielen Grübeleien schützten.

In meiner Freizeit traf ich mich hin und wieder mit Freunden, so rar sie sich auch gemacht hatten, oder streifte auf eigene Faust durch die Bars und Clubs der Stadt, wo ich nie lange alleine blieb. Doch die meisten Avancen erstickte ich im Keim, indem ich den unnahbaren Arroganten mimte und mich so oberflächlich gab, dass die Frauen sich von alleine abwendeten, ohne mir mein aalglattes Gebaren allzu übel zu nehmen.

Salome nutzte die langen Sommerabende dazu, unser Haus umzugestalten – zunächst in kleinen, unauffälligen Schritten, aber schließlich so grundlegend, dass wir eine vollkommen neue Wohnstruktur erhielten. Von nun an schliefen sie und Papa im alten Gästezimmer im hinteren Bereich des Erdgeschoss' und Levy bekam ihr ehemaliges Zimmer. Sein bisheriges Reich verwandelte Salome in eine unbestimmte Kombination aus Gäste- und Wohnzimmer. Wir könnten hier Filme schauen, zocken oder uns mit Freunden treffen, meinte sie beiläufig, und seien ja beide alt genug, um abseits unserer Eltern schlafen zu können.

Ich wurde das Gefühl nicht los, dass Salome all diese Maßnahmen ergriffen hatte, um vorbereitet zu sein, falls Katinka bei uns auftauchte und einen Platz brauchte, an dem sie bleiben konnte. Wir hatten über diese Option nie gesprochen und sie kam mir weltfern und träumerisch vor. Falls Katinka tatsächlich aus ihrer Familie geholt wurde, würde man sie garantiert nicht bei uns unterbringen.

Trotzdem gab es jetzt ein freies Zimmer in unserem Haus, zwischen Levy und mir, und genauso stand fest, dass ich vorerst nicht ausziehen würde, weil ich mein karges Gehalt sparen wollte.

Levy hinterfragte die Veränderungen nicht und freute sich über sein neues Reich, das größer und heller war als sein altes Zimmer, auch wenn wir uns jetzt abends keine Gute-Nacht-Klopffzeichen mehr geben konnten.

Noch immer hatte ich ihm nicht erzählt, was an jenem gewittrigen Juninachmittag geschehen war, an dem ich Katinka zu uns ge-

bracht hatte, doch als wir auf unseren Sommerurlaub zusteuerten, kam ich nicht mehr daran vorbei.

Schon seit über einem Jahr stand dieser Termin fest – wir wollten noch einmal als Familie verreisen, anlässlich meines Abiturs und der bevorstehenden Veränderungen, und hatten dafür gemeinsam ein abgelegenes Hotel in La Gomera ausgesucht, das auf der Website wirkte wie der Garten Eden in moderner Luxusausführung.

Doch je näher diese zwei Wochen rückten, desto deutlicher spürte ich, dass ich nicht mitfliegen konnte. Einer von uns musste zu Hause die Stellung halten. Die Befürchtung, dass Katinka zu uns flüchtete und die Tür verschlossen vorfand, war so mächtig, dass ich sie sowieso mit auf die Insel nehmen würde und dann konnte von Erholung keine Rede mehr sein. Zugleich versetzte es mir Gewissensbisse, Levy ohne mich verreisen zu lassen, wo wir uns doch schon so lange auf diese gemeinsame Zeit gefreut hatten.

Salome war nicht begeistert von meiner Entscheidung, zumal es gut sein konnte, dass Katinka niemals von unserem Angebot Gebrauch machte und ich mein Leben nicht dauerhaft auf diesen einen Fall X ausrichten konnte. Aber sie verstand mein Dilemma und so hatte ich keine andere Wahl, als Levy zu erzählen, was kürzlich geschehen war und warum ich zu Hause bleiben würde.

Es verwunderte mich, wie gelassen er darauf reagierte, und einen Moment lang fragte ich mich, ob überhaupt zu ihm durchgedrungen war, was ich ihm berichtet hatte – auch wenn ich eine beschönigte Version der Geschehnisse gewählt hatte, um ihn nicht zu sehr zu beunruhigen. Zwar sah ich seinen Augen an, dass er mich gerne dabei gehabt hätte, doch trotz ihres enttäuschten Ausdrucks strahlte das Türkis in ihnen, als werde es von innen angeleuchtet, und sein Lächeln war echt.

»Ist schon okay. Einer muss hier sein«, sagte er leise. »Und dieser eine bist du.«

Trotzdem fiel mir der Abschied von ihm und meinen Eltern unendlich schwer, und die ersten Stunden alleine in unserem großen, stillen Haus erinnerten mich unweigerlich an mein Wochenende nach der Festnahme. Ähnlich unruhig wie damals bewegte ich mich zunächst durch seine Räume, bis ich mich nach und nach entspannte und es zu genießen begann, mein eigener Herr zu sein.

Vor mir lagen die letzten beiden Juliwochen, bevor ich meinen Dienst in der Psychiatrie antrat, und ich beschloss sie zum Kraftschöpfen und für träge Mußestunden zu nutzen, in denen ich faul

unter dem Birnbaum lag und nach oben in das grüne Blätterdach schaute.

Es fühlte sich gut an, hier zu sein, auf unserem Grundstück, und endlich bekam ich jene innere Abgeschlossenheit geschenkt, in der ich bewusst Abschied von meinem alten Leben nehmen konnte. Als wüssten sie darum, riefen mich nur selten Freunde an, doch meine Einsamkeit war selbstgewählt und störte mich nicht.

In einer warmen, sternklaren Nacht nahm ich dennoch eine ehemalige Schulkameradin, der ich in meiner Stammkneipe begegnet war, mit nach Hause und wir schmusteten stundenlang auf der Terrassenliege miteinander. Es war schön, sie in meinen Armen zu haben und den Duft ihrer Haare einzuatmen, ihre Küsse waren sanft und zärtlich und ich mochte das Gefühl ihrer Hände auf meiner Haut. Doch unser unverfängliches Zusammensein kam mir vor, als habe ich eine ausgemusterte Jacke aus einem Altkleiderkarton geholt, die ich früher geliebt hatte, um dann festzustellen, dass sie mir viel zu klein geworden war und mich einengte, sobald ich mich darin bewegte.

Was ich tat, gefiel mir, aber es passte nicht mehr zu mir. Ich sehnte mich nach etwas Tieferem, Ehrlicherem, wusste aber, dass es zu früh war, danach zu suchen.

Also blieb ich den Rest meiner freien Tage alleine – und bereute es nicht.

Als Levy und meine Eltern gebräunt und erholt aus dem Urlaub zurückkamen, fühlte ich mich bereit, meinen FSJ-Dienst anzutreten, und er forderte mich vom ersten Tag an so stark, dass ich zwischenzeitlich sogar meine Sorge um Katinka vergaß. Die Klinik konfrontierte mich mit einer Realität, von der mich mein Leben bisher verschont hatte und mich anfangs so müde und mürbe machte, dass ich nach dem Abendessen sofort zu Bett ging und wie ein Toter schlief, um am nächsten Morgen wieder leistungsfähig zu sein.

Der Umgang mit den jungen Patienten forderte mich aufs Äußerste und es dauerte nicht lange, bis einige Mädchen mich wie Schatten verfolgten und schon morgens sehnsüchtig an der Tür auf mich warteten. Ich hatte mich stets an die Regeln gehalten, wie damals beim Trainingscamp an der Nordsee, und versuchte jede zu persönliche Nähe zu meiden. Doch offenbar genügte es, dass ich präsent war, um sie anzulocken, und weil ihre Schwärmerei meine Arbeit erschwerte und zudem lästig wurde, wurde ich nach dem ersten Monat in die Erwachsenenpsychiatrie versetzt – und dort ausgerechnet auf die Geschlossene Station.

Ich verstand diese Entscheidung, denn die Verliebtheit der Mädchen hatte das gesamte Umfeld beeinträchtigt und zu dramatischen Eifersuchtsszenen zwischen zwei Magersucht-Patientinnen geführt. Zu meiner Erleichterung erkannten meine Vorgesetzten, dass ich diese Entwicklung nicht provoziert hatte. Männliche FJSler in der Jugendpsychiatrie seien eine Seltenheit, beruhigte mich Dr. Haas, als sie mir meine Versetzung mitteilte. Sie sehe, dass ich meine Arbeit gewissenhaft erledige, und deshalb traue sie mir die Aufgaben in der Geschlossenen Station zu.

Doch die ersten Tage dort waren so hart, dass ich darüber nachdachte, mein FSJ abzubrechen. Es waren weniger die mir zugeteilten Aufgaben, die mich an den Rande meiner Kräfte brachten, sondern vielmehr die Gesichter, in die ich dabei blicken musste – Gesichter, in denen kein emotionales Leben mehr zu erkennen war, deren Münder nicht mehr wussten, wie sich ein Lächeln anfühlte und deren Augen das Weinen verlernt hatten. Manche Patienten schrien nachts oder stießen klagende, fast tierische Laute aus, aber Tränen sah ich keine, obwohl das Unglück mich aus allen Ecken anbrüllte.

Es war mir zuwider, zu Schichtbeginn die Tabletten auszuteilen und zu überwachen, ob sie geschluckt wurden – und einen Pfleger zur Hilfe rufen zu müssen, wenn dies nicht geschah. Ausnahmslos jeder Patient wurde ruhig gestellt und ich wurde den Verdacht nicht los, dass ihre leblose, puppenhafte Mimik nicht von ihren eigentlichen Krankheiten rührte, sondern eine Folge der ständigen Sedierung war.

Hier bestand keine Gefahr, dass sich eine der Patientinnen in mich verliebte, da sie sich gar nicht mehr daran erinnern konnten, was das eigentlich war, und wenn Neuzugänge kamen, dauerte es nur wenige Tage, bis sie sich in dem gleichen ungesunden Dämmerzustand befanden wie ihre Mitpatienten.

Trotzdem beschloss ich nach meiner ersten Krise, die Zähne zusammenzubeißen und durchzuhalten, denn so falsch mir teilweise vorkam, was ich hier tat: Es waren Menschen, mit denen ich umging, und jeder Mensch brauchte Zuwendung. Ich hatte nur ein Jahr in dieser Klinik abzuleisten, von dem anderthalb Monate bereits wie im Eiltempo verstrichen waren, und das war eine Perspektive, die es mir ermöglichte, die Gleichgültigkeit einer Routine auf Abstand zu halten und einige Dauerpatienten näher kennenzulernen, anstatt sie in distanzierter Professionalität zu versorgen.

Wenn ich ihnen beim Essen half – zwei von ihnen glitten am Tisch oft in eine Art Trance und vergaßen, was sie hatten tun wollen –, mit ihnen Spiele machte oder sie in den Park begleitete, versuchte ich ihnen immer wieder in die Augen zu schauen und mich mit ihnen zu unterhalten, um zu erfahren, welche Geschichte sich hinter ihrer Diagnose verbarg. Und ich versuchte, sie zum Lachen zu bringen. Ein echtes Lachen pro Schicht, hatte ich mir vorgenommen – wenn ich das schaffte, hatte ich gute Arbeit geleistet. Dieses Ziel verlieh meiner Arbeit einen Sinn, der zwar in keinem einzigen Protokoll vermerkt werden konnte, mich aber mehr und mehr zu erfüllen begann.

Einzig die Hoffnung, ich würde durch meine Tätigkeit Katinka besser verstehen lernen, erwies sich als Trugschluss – und er erleichterte mich, denn man konnte sie nicht ansatzweise mit den Patienten vergleichen. Moritz' Borderline-Diagnose blieb ebenfalls haltlos. Katinka war dafür viel zu klar, zu bewusst, zu realitätsverhaftet. Ja, sie ließ sich kaum berühren, aber nun ahnte ich endlich, warum. Doch in ihr war Leben, war Kampfgeist, und sie ging gezielt in Kontakt damit. Dass sie viel weinte, beruhigte mich eher, denn auch das war für mich ein Zeichen dafür, dass sie noch nicht zerstört worden war. Aber jeder Tag, den ihr Vater Macht über sie ausüben konnte, hatte das Potenzial, sie näher an den Abgrund zu treiben.

Der Herbst kam spät in diesem Jahr und noch immer hatte ich nichts von Katinka gehört. Von Levy hatte ich erfahren, dass sie wider Erwarten in die zehnte Klasse versetzt worden war, durch eine Eins im Diktat hatte sie das Blatt in letzter Sekunde wenden können. Mehr wusste ich nicht, und als die ersten Nebel sich über das Land senkten, begann sich mein Vertrauen, dass sich alles fügen würde, in Resignation zu verwandeln. Ich war von zu vielen zerbrochenen Seelen umgeben, deren Absturz niemand hatte verhindern können, um weiter zu hoffen. Manchmal kam mir das sogar normal vor und unsere Familie wie ein exotischer, gesegneter Club auserwählter Menschen, deren Gefühlsleben aus unerfindlichen Gründen heil geblieben war. Ohne die Stabilität, die meine Mutter, Papa und Levy mir vermittelten, wäre es mir wahrscheinlich nicht gelungen, jeden Morgen aufs Neue ins Auto zu steigen, um zur Klinik zu fahren und »meine Zombies« zu versorgen, wie ich sie insgeheim liebevoll zu nennen pflegte.

An einem dunklen, regnerischen Novembertag hatte ich mich endlich zu meinem ersten fünftägigen Urlaub durchgekämpft und eine außergewöhnlich harte letzte Schicht hinter mich gebracht. Eine der schwerdepressiven Patientinnen hatte beim Essen ein

Messer in ihre Tasche geschmuggelt und anschließend versucht, sich das Leben zu nehmen. Natürlich war ihre Tat ein hoffnungsloses Unterfangen gewesen und das Messer viel zu stumpf, um damit etwas ausrichten zu können. Aber als ich sie nachmittags in der Krankenstation besuchte, zweifelte ich einen Moment lang daran, ob wir immer richtig entschieden, wenn wir Menschen dazu zwingen, am Leben zu bleiben, obwohl sie sich nach Ruhe und Frieden sehnten und beides in ihrem Dasein nicht existierte.

Trotz meines Feierabends saß ich noch eine halbe Stunde bei ihr und hielt ihre am Bett fixierte Hand; ob sie etwas davon mitbekam, wusste ich nicht, denn die Medikamente hatten sie wie zur Ironie in einen totenähnlichen Tiefschlaf versetzt. Doch ich spürte ihre Verzweiflung. Wie ihr weiterer Weg aussehen würde, wusste ich inzwischen. Elektrokrampftherapie, stärkere Medikamente und ständige Beobachtung – und dennoch war die Rückfallquote immens.

Wie immer atmete ich einmal tief durch und streckte mich ausgiebig, nachdem ich die Kliniktoire hinter mir gelassen hatte, und freute mich jetzt schon auf die heiße Badewanne, die ich mir nach meinen Schichten oft gönnte. Es regnete immer noch und die Wolken hingen so tief, dass ich die Hügel des Waldes gar nicht mehr sehen konnte. Auch bei uns auf dem flachen Land herrschten Dunst und Dunkelheit, weshalb ich zunächst nicht bemerkte, dass jemand vor der Haustür kauerte – bis auf die Haut durchnässt, vor Kälte schlotternd und mit einem Ausdruck im Gesicht, der mein Adrenalin sofort wieder in die Höhe schnellen ließ.

»Katinka ...« Ich blieb geistesgegenwärtig genug, sie nicht anzufassen, denn mein Auge war inzwischen ausreichend geschult, um zu erkennen, dass sie unter Schock stand. Deshalb bewahrte ich eine sichere Distanz, als ich in die Hocke ging, um sie genauer anzuschauen. Ja, das war nicht nur Regen auf ihrer Stirn, sondern auch kalter Schweiß, und ihre Lippen hatten fast keine Farbe mehr. Außerdem ging ihr Atem unnatürlich schnell und flach.

»Das Handy ist weg ...«, stammelte sie mühsam, als koste das Sprechen sie übermäßig viel Kraft. »Das ganze Beet ist ... fort ... Bauarbeiten ... Konnte nicht anrufen ... Hab hier gewartet ... kann ich ... ich möchte ...« Zitternd holte sie Luft. »Wann kommt deine Mutter nach Hause? Ich will ... deine Mutter.«

Statt einer Antwort angelte ich mein Handy aus der Tasche und wählte Salomes Nummer. Sie nahm schon nach dem zweiten Läuten ab.

»Elijah? Ist alles in Ordnung?«

»Katinka ist hier.«

»Ich bin in zehn Minuten da.«

Bis meine Mutter bei uns war, rührte ich Katinka nicht an. Sie schaffte es, aus eigener Kraft aufzustehen und mir ins Haus zu folgen, wo ich sofort Wasser für einen Tee aufsetzte und ihr ein Handtuch reichte, damit sie sich die Haare trocken rubbeln konnte. Es waren unerträglich lange zehn Minuten, doch ich hatte mich ausreichend im Griff, um nicht den Helden zu spielen und Katinka weitgehend in Ruhe zu lassen. Sie wollte meine Mutter, nicht mich, und das musste ich respektieren, zumal ich mich trotz meiner Erfahrung mit psychisch angegriffenen Menschen leicht überfordert fühlte.

Mein Instinkt verbat mir, konkrete Fragen zu stellen, doch es war auch nicht meine Art, stattdessen irgendwelche Belanglosigkeiten wie »Wird schon alles wieder gut« von mir zu geben. Also schwieg ich die meiste Zeit und versorgte Katinka statt mit Worten mit Tee, meinem trockenen Pulli und einer warmen Decke, bis sich der Schlüssel in der Haustür drehte und Salome zu uns kam.

Sie agierte ruhig und besonnen, als habe sie sich lange auf diesen Moment vorbereitet und wisse genau, was zu tun sei. Fürsorglich legte sie Katinka die Decke um den Rücken, nahm den Tee vom Tisch und forderte sie mit weicher Stimme auf, ihr zu folgen.

Wie paralysiert blieb ich vor der offenen Schiebetür stehen, so plötzlich wieder alleine, aber in dem sicheren Gefühl, dass unser Leben sich gerade grundlegend gewendet hatte. Katinka hatte das Vertrauen aufgebracht, sie war den Weg zu uns gegangen, so, wie Salome es prophezeit hatte.

Doch darum zu wissen, fühlte sich um ein Vielfaches schrecklicher an, als ich es mir jemals hatte ausmalen können.

Ich spürte keine Erleichterung, denn weder wusste ich, was genau geschehen war, noch, wie wir damit umgehen sollten. Nach wie vor gehörte sie ihren Eltern, nicht uns. Daran hatte sich nichts geändert.

Ratlos sah ich mich um und hörte dabei meinen Magen knurren. In den ersten Klinikwochen hatte ich gelernt, dass Hungern und emotionaler Stress keine gute Kombination waren, weshalb ich mich dazu zwang, ein Marmeladenbrot zu essen und etwas zu trinken. Ich verließ die Küche nicht, bis ich Salomes Schritte vernahm und sie zu mir kam, langsamer als sonst und mit einem Blick, in dem ich sofort lesen konnte, dass ich nun gefragt war – ich wusste nur nicht, worin.

Gefasst berührte sie mich am Arm. »Wie geht es dir?«

»Alles okay«, log ich. Wo war Katinka jetzt? Warum hatte meine Mutter sie alleine gelassen?

»Ich möchte, dass du es dir selbst ansiehst, denn vielleicht brauchen wir einen Zeugen.« Ihre Augen begegneten meinen prüfend, als wolle sie sich davon überzeugen, wie stabil ich war. »Levy ist zu jung dafür und ich möchte nicht, dass ein Mann, dem Katinka noch nie begegnet ist, sie anschaut. Außerdem ist Wolfgang erst heute Abend zurück. Fühlst du dich bereit dafür?«

Ich nickte nur, und das elende Gefühl in meinem Bauch wurde immer stärker, je näher wir dem neu eingerichteten Raum zwischen Levys und meinem Zimmer kamen. Lautlos schob meine Mutter die angelehnte Tür auf, sodass ich vom Flur aus zum Bett blicken konnte, in dem Katinka mit dem Rücken zu uns lag und fest zu schlafen schien – dieses Phänomen kannte ich ja schon von unserer letzten Begegnung; Schlaf als Flucht vor Schmerz.

Salome setzte sich zu ihr an die Bettkante, atmete einmal lautlos durch, als müsse sie Mut fassen, und löste behutsam die Decke von Katinkas nacktem Rücken. Sie schob sie nur so weit zur Seite, wie es nötig war, und doch war mein erster Reflex, wegzuschauen – denn was sich auf ihr abzeichnete, zerriss mein Innerstes, als hätten sich blutrünstige Hyänen auf meine Eingeweide gestürzt.

Entlang der Wirbelsäule bildeten sich mehrere Blutergüsse, von denen einer im Lendenbereich bereits angeschwollen war. Am linken Schulterblatt war sogar die Haut aufgerissen, eine leuchtend rote Schürfwunde. Nur einen der blauen Flecken konnte ich einer Hand zuordnen, die brutal zugepackt haben musste; die anderen sahen aus, als habe Katinka sie sich bei einem Sturz zugezogen.

Wieder wollte ich mich abwenden, zwang mich aber, stehen zu bleiben und mir einzuprägen, was ich sah, auch wenn mir dabei brennende Tränen in die Augen traten und mein Kiefer vor unterdrückter Aggression knirschte. Wie eine Wächterin blieb meine Mutter neben Katinka sitzen und deckte sie erst wieder zu, als ich ihr bestätigend zunickte.

Ja, ich hatte genug gesehen, genug dieser Abgründe für mein ganzes Leben, auch wenn ich wusste, dass es ungleich Tragischeres auf der Welt gab – doch mir kam Katinkas zerschundener Rücken vor wie ein Gleichnis für die geballte Gewalt der gesamten Menschheit.

»Was machen wir denn jetzt?«, fragte ich Salome flüsternd, nachdem wir zurück auf den Flur getreten waren und sie die Tür

wieder angelehnt hatte. Unten wurden gerade Levys und Papas Stimmen laut; sie waren nach Hause gekommen und ahnten nicht, was sich inzwischen ereignet hatte.

»Ich weiß es nicht«, gestand sie und fuhr sich mit der Linken über ihren langen, geflochtenen Zopf. »Ich muss jetzt erst einmal mit deinem Vater und Levy sprechen und dann – dann finden wir einen Weg. Bleibst du so lange in Katinkas Nähe? Sie sollte nicht alleine sein, wenn sie aufwacht.«

»Ja, natürlich.«

Ich blieb sogar genau dort, wo ich gerade stand, und setzte mich mit dem Rücken zur Wand auf den Flurteppich, noch immer verfolgt von dem unruhig flackernden Bild vor meinen Augen – ein nackter, zierlicher Mädchenrücken, auf dessen zarter Haut sich die Hand eines Mannes abzeichnete.

Ich fühlte mich in der Lage, ihn zu töten.



The Power of Love

Hi, Elijah«

Ich musste eingenickt sein, doch Katinkas leiser Gruß katapultierte mich sofort in die Realität zurück und das so gewaltvoll, dass ich mit der Fußspitze gegen das Tablett stieß, das meine Mutter neben mir abgestellt hatte, als sie das letzte Mal nach mir gesehen hatte. Wir hatten vereinbart, zu warten, bis Katinka von alleine aufwachte und uns erst dann zu unserer Familienbesprechung einzufinden. Sie sollte wissen, was in diesem Haus geschah, und nicht darüber rätseln müssen.

Grelle Sternchen tanzten vor meinem Sichtfeld, als ich blinzeln und zu ihr nach oben sah. Für ein paar Minuten lang musste ich vollkommen weggetreten gewesen sein.

»Hi«, erwiderte ich nicht viel lauter als sie und brauchte einen Augenblick, um mich an ihren Anblick zu gewöhnen. Sie trug einen kornblumenblauen Kapuzenpullover von Levy und dazu eine seiner verwaschenen Jeans; Klamotten, die meine Mutter für sie herausgesucht haben musste. Die beiden waren inzwischen fast gleich groß; Levy hatte vor kurzem einen Schuss gemacht. Doch seine Sachen wirkten ein bisschen zu weit an ihr und einen Moment lang war ich wie geblendet von dem Kontrast ihrer grünen Augen zu dem Blau des Pullis.

Zum ersten Mal, seitdem ich sie auf unserer Türschwelle aufgesehen hatte, wagte ich es, ihr länger als ein paar Sekunden ins Gesicht zu schauen. Ihre Lider waren gerötet und um ihre Nase herum wirkte die Haut geschwollen – vermutlich nicht nur eine Folge des Weinens. Doch Katinka machte einen wesentlich gefassteren Eindruck als vorhin, auch wenn ihre Unschlüssigkeit, was sie nun tun sollte, nicht zu übersehen war.



»Meine Mutter hat dir etwas zu essen gebracht. Meinst du, du kriegst ein paar Bissen herunter?«

An mir vorbei schielte sie auf das Tablett neben meinen Füßen.

»Marmorkuchen ...«, murmelte sie und ihr Mund entspannte sich ein wenig. »Der sieht lecker aus.« Seelennahrung, dachte ich, als ich wie sie das Tablett musterte. Darin hatte Salome ein Händchen. Sie wusste, was einem gut tat, wenn man Kummer hatte – und immer einen entsprechenden Vorrat parat. »Hier – oder ...?« Fragend äugte Katinka mich an und deutete nach hinten, wo sie bis eben geruht hatte.

»Du kannst das Tablett ruhig mit ins Zimmer nehmen. Warte, ich trage es rein«, schlug ich vor und erhob mich, wobei ich ein geplagtes Ächzen von mir gab. Mein linker Fuß war eingeschlafen und mein unterer Rücken zog, als habe ich mich verhoben.

»Ich komme mir schon vor wie eine Kranke«, bemerkte Katinka kleinlaut, nachdem ich das Tablett auf den Nachttisch gestellt hatte. »Ich bin doch nicht krank, ich bin nur ...« Zögernd brach sie ab.

»Verletzt?«, führte ich ihren Gedanken so zurückhaltend wie möglich zu Ende, nachdem sie sich auf das Bett gesetzt hatte, und nahm ihr gegenüber auf dem kleinen Sofa Platz. »Hast du Schmerzen?«, tastete ich mich weiter vor, als sie stumm auf ihre Füße blickte, ohne den Kuchen anzurühren.

»Ach, das ist es nicht, Elijah.« Mit gesenkten Wimpern schüttelte sie den Kopf. »Ja, die blauen Flecken tun weh, aber ... das ist nicht weiter tragisch. Das Schlimme passiert hier.« Mit der Faust klopfte sie gegen ihr Brustbein und deutete dann auf ihre Stirn. »In mir. Diese Ohnmacht, verstehst du? Dass ich es nicht verhindern kann, egal, wie sehr ich mich bemühe. Und dazu die Angst. Ich begreife das nicht ...« Mit zusammengepressten Lippen atmete sie durch die Nase aus. »Ich habe drei Kurse in Selbstverteidigung hinter mir, kann ein bisschen Taek Won Do und ganz ordentlich Wing Tsun, und bei dir hat es geklappt ...« Oh ja, das hatte es – und zwar in Sekundenschnelle. Ich hatte gar keine Zeit gehabt, darauf zu reagieren, als sie mich bei unserer ersten Begegnung gegen die Brust geschlagen hatte. »Aber bei ihm? Ich schaffe es einfach nicht. So oft habe ich mir vorgenommen, es beim nächsten Mal anders zu machen, nicht vor ihm wegzulaufen, sondern stehen zu bleiben und ihn auszutricksen, ich kenne die Techniken doch, ich weiß, wie es geht! Aber sobald er mich angreift, hab ich nur noch Angst ... und renne weg, meistens in mein Zimmer, und dort werfe ich mich rü-

cklings aufs Bett und versuche mich mit meinen Armen und Beinen zu schützen, es ist ... Gott, es ist erbärmlich.« Ein Zittern lief durch ihren Oberkörper. »Ich schäme mich so sehr dafür. Es ist die totale Unterwerfungshaltung, und meistens lässt er dann von mir ab, geht raus und knallt die Tür zu und später muss ich mich bei ihm entschuldigen, weil ... Ich weiß gar nicht, warum. Aber ich muss es tun. Wieso schaffe ich es nicht, mich gegen ihn zu wehren? Ich kann es doch!«

»Er ist ziemlich stark, nehme ich an«, erwiderte ich so besonnen, wie es mir nach ihren erschütternden Schilderungen möglich war.

»Ja, schon, aber Wing Tsun arbeitet genau damit, man nutzt die Kraft des Gegners – aber ich komme gar nicht erst in die Nähe, das zu tun, weil ich mir schon vorher vor Angst in die Hose mache und ehe ich begreifen kann, was los ist, laufe ich weg ... Wenn ich die Möglichkeit dazu habe. Manchmal ist er so schnell, dass ich überhaupt nicht reagieren kann.« Katinka sah beim Reden an mir vorbei und ihr Tonfall war bestürzend gleichgültig, als berichte sie mir etwas, was gar nicht sie persönlich betraf. Trotzdem wusste ich einzuordnen, was gerade passierte – sie öffnete sich mir und ich durfte jetzt nicht das Thema wechseln, nur weil ich kaum aushielt, ihr zuzuhören. »Ich wünschte, ich hätte es ein einziges Mal geschafft, ihm die Stirn zu bieten. Nur ein Mal.«

»Ist es denn oft passiert?« Ich versuchte, den gleichen neutralen Ton anzuschlagen wie sie selbst.

»Keine Ahnung, ich hab keine Vergleiche. Was ist oft?« Mit einem Schulterzucken wandte sie ihre Augen zur Decke, als würde sie ernsthaft darüber nachdenken. »Für mich ist ein Mal im Monat oft. Weil ich Wochen brauche, um mich davon zu erholen – nicht von dem Körperlichen. Das kann ich wegstecken.« Sie machte eine abwertende Handbewegung, doch ihre Unberührbarkeit sagte etwas gänzlich anderes aus. Seine Schläge hatten längst bleibende Spuren unter ihrer Haut hinterlassen. »Manche Kinder werden täglich verdroschen, so richtig, mit dem Gürtel oder einem Kleiderbügel ... und die Väter sind dabei sturzbesoffen. So einer ist er nicht. Er plant das nicht. Er rastet einfach aus, urplötzlich, und dann ...« Katinka biss sich seufzend auf die Unterlippe. »Wie gesagt, ich kriege Angst, manchmal sogar Todesangst. Aber was er tut, hat kein System. Es liegt vielleicht in der Luft, an bestimmten Tagen, aber es ist nicht vorhersehbar, ob er nur wütend wird oder mich auch schlägt. Sonst könnte ich die Anzeichen ja erkennen und mich daran orientieren.«

»Und wie lange geht das schon?«

»Es fing an, als ich in der Grundschule war, anfangs in großen Abständen, es waren Ausnahmen, aber inzwischen ... Weiß nicht, es passiert durchschnittlich so alle ein bis zwei Monate. Ist das viel? Nein, oder?«

»Ich würde sagen, jeder Schlag ist einer zu viel.«

Katinka machte eine unbestimmte Kopfbewegung, halb Nicken, halb Verneinen, als könne sie sich nicht entscheiden, was sie darüber denken sollte, und griff wie in einer Übersprungshandlung nach dem Kuchen, um sich ein Stückchen abzubrechen und in den Mund zu schieben. Schweigend kaute sie, bevor sie einen Schluck Tee nahm und sich wieder zurück an die Wand schob, die Beine im Schneidersitz.

»Diese Stellen am Rücken, die ... nur eine davon ist von ihm, weißt du. Ich wollte abhauen und bin die Treppe heruntergefallen, als er versucht hat, mich zu stoppen. Ich glaub, er hat kapiert, dass ich aus dem Haus rennen will. Sonst flüchte ich immer nach oben in mein Zimmer, aber dieses Mal hab ich kurzentschlossen die andere Richtung gewählt.«

»An deiner Hüfte sind Fingerabdrücke zu sehen«, erinnerte ich sie nachdrücklich, weil ich es kaum ertrug, wie sie ihn zwischen den Zeilen zu verteidigen begann.

»Ja, kann sein, ich ... er wollte mich packen, aber ... vielleicht bin ich auch gegen ihn gerannt, es ging so schnell. Ich war selbst schuld, ich hab ... Hm. Ich hab von dir geredet.«

Ich hätte so vieles erwidern können. Dass sie niemals schuld daran war, wenn er sie schlug, dass es so etwas gar nicht gab, und er keine Verteidigung verdient hatte, nicht einen Hauch davon, und dass sie nichts verkehrt gemacht hatte, doch dann hätte ich mich von ihr entfernt, und deshalb blieb ich bei ihr, in dieser kleinen, engen Welt, in der sie lebte und die so stockfinster und schmerzvoll war.

»Wieso von mir?«

»Na, sie haben mal wieder damit angefangen, dass es keiner mit mir aushalten würde ... diese ewige Leier. Ich höre das seit Jahren. Ich wäre egoistisch, undankbar, ein Fall für den Psychiater und so weiter. Jeder wird mich verlassen, jeder Mann mir weglaufen, blabla, ich kenne das schon auswendig. Aber heute – ich weiß nicht, ich bin übermütig geworden und hab gesagt, dass es sehr wohl Menschen gibt, die mich mögen und es mit mir aushalten. Ich weiß, das war übertrieben, denn ich kann das ja gar nicht beurteilen. Kann gut

sein, dass es wirklich niemand dauerhaft mit mir aushält, aber – ich hab es nicht mehr ertragen, das zu hören, und deshalb hab ich behauptet, dass du mich magst. Es war, als hätte ich Öl ins Feuer gegossen. Ab da war alles zu spät. Sie haben mich ausgelacht und verhöhnt, dass ich mich in meinen Hirngespinnsten verlieren würde, niemals würde jemand wie dich sich ernsthaft für mich interessieren, du wärst ja nur ein selbstverliebter Macho, der außer Sex und Geld nichts anderes im Kopf hat und mit mir spielt ... was ich ehrlich gesagt auch ziemlich lange dachte«, gestand sie mit einem freudlosen Grinsen und schnitt eine Grimasse. »Und manchmal immer noch denke. Oder befürchte. Trotzdem, sie dürfen das nicht sagen. Also hab ich dich verteidigt und dann – dann war alles zu spät. Er ist ausgetickt, hat mich ins Gesicht geschlagen und ich bin wie immer die Treppe zu meinem Zimmer hochgerannt, hab dann aber einen Haken geschlagen und bin dabei gestürzt – womit ich einen Vorsprung hatte. Den hab ich genutzt und bin direkt zur Haustür raus und zu dem Beet mit dem Handy gerannt, aber es war nicht mehr da, Kanalarbeiten, also bin ich zu euch gelaufen, und jetzt ... Ich hab keine Ahnung, was jetzt passiert. Ich muss wieder zurück nach Hause, oder?«

»Auf gar keinen Fall.«

Katinka gab ein schnaubendes Geräusch von sich, halb belustigt, halb verzweifelt. »Elijah, wie soll das gehen? Ich hab deiner Mutter erlaubt, Fotos von meinen Verletzungen zu machen und dass du dir anguckst, was ...« Ihre Wangen wurden rot und sie schüttelte erneut wie zur Abwehr den Kopf. »Aber das wird nichts bringen. Ihr könnt nichts machen, er hat Freunde beim Jugendamt, die werden euch nicht glauben, außerdem bin ich nun mal die Treppe heruntergefallen ...«

»Das ist mir egal«, erwiderte ich härter als beabsichtigt. »Ehrlich, Katinka, das ist mir scheißegal. Er kann mit dem Jugendamt von mir aus verheiratet sein und jeden Richter bestechen, den er findet, ich lasse dich nicht zurück zu ihm. Es sei denn, du willst es. Willst du es?«

Sie dachte so lange über ihre Antwort nach, dass mir fast die Nerven durchgingen. Als sie endlich wieder sprach, schaute sie dabei aus dem Fenster und jede einzelne Silbe schien ihr wehzutun.

»Ich wünsche mir schon seit Jahren in eine andere Familie, Elijah. Ich hab mir das so oft ausgemalt. Aber ... ich sehe keinen Weg. Es sind Träumereien. Nicht die Realität. Das mit den Wochen bei Robin war schon die absolute Ausnahme, seine Eltern haben ohne Ende

getrickt und verhandelt, und ich hatte danach mehr Ärger als vorher. Und das sind immerhin unsere Verwandten. Ihr seid Fremde und sie hassen euch ... jedenfalls dich hassen sie ... »

»Aber hier geht es nicht um mich. Es geht darum, dass du verprügelt wirst.«

»Geschlagen«, verbesserte Katinka mich. »Verprügeln ist etwas anderes.« Oh verdammt, sie verteidigte ihn wirklich.

»Er tut dir weh. Das, was passiert, tut dir weh. Oder?«

Gedämpft stöhnend schloss Katinka die Augen. »Ja«, flüsterte sie und ihre Unterlippe bebte, doch sie brachte sie sofort wieder unter Kontrolle. »Es tut so weh, dass ich manchmal glaube, Blut zu weinen statt Tränen. Blut aus meinem Herzen. So fühlt sich das an. Und dann wundere ich mich, dass es doch nur Salzwasser ist und ich noch atmen kann und laufen und essen und lernen und zur Schule gehen und trainieren – all diese Dinge, aus denen mein Leben besteht. Ich mache einfach weiter, weil ich weitermachen muss und mein Körper weiter funktioniert, er hört nicht damit auf ... Er macht weiter. Und mit jedem neuen Tag, an dem nichts geschieht, wird es wieder etwas leichter, bis zum nächsten Mal. Ich habe also auch bessere Phasen. In denen ich Kraft schöpfe und lachen kann und Freude fühle. Es ist nicht immer furchtbar. Im Urlaub verstehen wir uns sogar ganz gut, dann ist er lockerer und entspannter. Aber wenn es so wie heute ist, dann ... dann wundere ich mich darüber, dass ich nicht sterbe. Nur, weil es hier so wehtut.« Wieder presste sie die Faust gegen ihr Brustbein. »Ich wollte dir das alles niemals erzählen, Elijah. Nie. Aber – ich weiß auch, dass ich nicht zu euch kommen kann und es nicht erzählen. Das geht nicht. Oder? – Nein, das geht nicht«, beantwortete sie ihre Frage selbst, weil ich keine Worte fand, mit denen ich reagieren konnte. »Ich hab mir damit mein eigenes Grab geschaufelt. Er wird durchdrehen, wenn er das erfährt und mir außerdem das Training verbieten. Ich hab richtig Bullshit gebaut.«

»Hör mir zu, Katinka.« Meine Stimme verriet, wie aufgewühlt ich war, und trotzdem nahm ich Stärke und Verlässlichkeit darin war – genau das, was ich ihr vermitteln wollte. »Ich kann deine Sicht der Dinge nachvollziehen. Du kennst deine Welt nur so. Aber es gibt noch eine andere Welt. Ohne Drohungen, Erpressungen und Schläge. Du bewegst dich jetzt in dieser anderen Welt, hier, unter unserem Dach. Ich weiß nicht, was meine Mutter vorhat, aber ich verspreche dir hoch und heilig, dass sie alles dafür tun wird, damit

du in Sicherheit kommst, ob bei uns oder in einer anderen Familie. Wir wollen gleich darüber sprechen, meine Eltern und Levy warten schon auf mich, aber ich wollte erst schauen, ob es dir gut geht und wir dich hier oben so lange alleine lassen können. Ist das okay für dich?«

Es fiel mir nicht leicht, sie auszuschließen, doch wir mussten ohne sie beratschlagen, was wir tun würden. Nur so konnten wir frei sprechen, und nun hatte ich sogar genauere Informationen darüber bekommen, was geschehen war.

»Familienrat, was?«, entgegnete sie mit einem wissenden Lächeln.

»Ja, so ähnlich.«

»Kein Ding.« Sie zuckte betont gelassen mit den Schultern und zog auf ihre unverwechselbare Art die Nase kraus. »Ich hätte heute ja langes Training, bis um neun, noch vermissen sie mich nicht. Aber ...« Ihr Gesicht verfinsterte sich. »Bis dahin sollte klar sein, was passiert.« Ihre Worte klangen nicht, als habe sie irgendeine Hoffnung, bei uns bleiben zu können. Offenbar rechnete sie fest damit, dass ich sie auch heute wieder rechtzeitig zu Hause abliefern würde. Rasch warf ich einen Blick auf meine Uhr. Wir hatten noch eine halbe Stunde, bis ihre Eltern sie zurück erwarteten – das war nicht viel, doch ich baute darauf, dass Salome und mein Vater sich bereits ausgetauscht und eine Idee hatten, wie wir Aslan vorerst auf Abstand halten konnten.

»Okay. Dann geh ich jetzt runter.« Ich wollte schon die Hand heben, um Katinka zu berühren, wie ich es bei Levy immer tat, wenn ich eine Unterhaltung mit ihm beendete, konnte den Impuls aber in letzter Sekunde unterdrücken. Es war ein elendes Gefühl, Katinka alleine zurück zu lassen. Ich konnte mir das nur schönreden, indem ich mich daran erinnerte, dass alles, was eine Etage weiter unten geschehen würde, ihrem Wohl diene.

An dem ernsten Gesicht meines Vaters erkannte ich, dass er inzwischen über alles informiert war, und auch Levy saß bei Mama und Papa am Tisch. Er wirkte ruhig, ohne jede Trübung in seinen Augen, doch seine Körperhaltung zeigte mir, dass er angespannt war und wusste, wie wichtig es war, dass wir zu einer guten Lösung fanden.

»Wie geht es dir?«, fragten meine Eltern mich aus einem Munde. »Habt ihr miteinander gesprochen?«, setzte Salome hinterher, nachdem sie einen warmen Blick mit Papa ausgetauscht hatten – eine jener besonderen Gesten, die ich nach ihrer Ehekrise erstmals

beobachtet hatte und eine Verbundenheit offenbarten, deren Tiefe ich mich nur schwer entziehen konnte.

»Ja.« Seufzend setzte ich mich zu ihnen an den Tisch und berichtete, was Katinka mir erzählt hatte – ich war erneut ihr Sprachrohr geworden und wieder kostete diese Aufgabe mich Überwindung. Doch ich erfüllte sie etwas flüssiger als beim letzten Mal, denn ich konnte mich an Katinkas Worten orientieren und musste nicht ausschließlich ihre Eltern zitieren.

»Sollten wir nicht einen Arzt holen?« Papa ließ seine Augen von einem zum anderen wandern. »Das Mädchen ist verletzt. Müsste sich das nicht jemand anschauen?«

»Sie scheint so weit in Ordnung zu sein«, erwiderte ich und hoffte, dass ich recht hatte. »Oder?« Fragend wandte ich mich zu meiner Mutter.

»Ich glaube ja«, ergriff sie das Wort. »Und ich fürchte, wir können es uns gar nicht leisten, irgendjemanden von außen einzuschalten.«

»Warum nicht? Haben wir nicht genau dafür die Fotos gemacht?«

»Möglicherweise nicht *dafür*«, entgegnete meine Mutter unbestimmt. »Sie ist die Treppe hinuntergestürzt. Es gibt Gutachter, die sich alleine auf Treppenstürze spezialisiert haben – und doch enden zahlreiche Gerichtsverfahren mit einem Freispruch, da nicht bewiesen werden kann, dass das Opfer die Treppe heruntergefallen ist, weil es gestoßen wurde oder einfach nur gestolpert ist. Das ist keine sichere Basis.«

»Aber man sieht seine Fingerabdrücke auf ihrer Hüfte!«, wandte ich erregt ein. »Die sind doch ganz klar zu erkennen!«

»Ja, sind sie. Aber warum hat er sie dort gepackt? Weil er sie vor einem Sturz bewahren wollte oder weil er sie nicht gehen lassen wollte? – Nein, Elijah, ich weiß, wie es war«, beschwichtigte meine Mutter mich rasch, als sie sah, wie mir die Farbe aus dem Gesicht wich. »Aber das ist einer dieser Fälle, bei denen nicht Gerechtigkeit zählt, sondern welchen Gutachter du hast und wie glaubwürdig die Zeugen sind. Und ich gehe davon aus, dass es von dem Vorfall selbst keine Zeugen gibt. Seine Frau wird wohl kaum gegen ihn aussagen.«

»Heißt das etwa, wir können wieder nichts tun?« Ich schaffte es nur noch unter größter Willensstärke, sitzen zu bleiben, doch Salome legte besänftigend ihre Hand auf meinen Rücken.

»Nein. Aber wir müssen ganz genau überlegen, wie wir vorgehen und ich habe Zweifel daran, dass der offizielle Weg sinnvoll ist. Ich denke darüber nach, mit ihm unter vier Augen zu sprechen.«

Erschlagen schwiegen wir Salome an und Papa rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her. Meinte sie das etwa ernst? Wie stellte sie sich das vor?

»Gibt es jemanden, dem wir vertrauen können und der uns ein bisschen was über ihn erzählen kann?«, sprach sie weiter, als niemand von uns den Mund aufmachte. »Und von dem wir sicher sein können, dass er nichts nach außen dringen lässt?«

»Robin«, antwortete ich spontan und fühlte mich schlagartig ein wenig leichter. »Ja, ihr Cousin Robin ... Ich hab seine Emailadresse und er hat einen Skype-Zugang – und ich denke, er ist vertrauenswürdig.«

Salome nickte zustimmend. »Dann sollten wir versuchen, ihn zu erreichen.«

Ich bat ihn sofort per Mail, mich anzuskypen, es sei dringend und betreffe Katinka – und holte danach rasch mein Notebook aus meinem Zimmer. Nur fünf Minuten später ertönte mein Skypesignal und erst, als Robins gutmütiges, intelligentes Gesicht auf dem Bildschirm erschien, wurde ich mir dessen bewusst, dass ich sein junges Alter gar nicht erwähnt hatte. Leicht verwundert und ein wenig amüsiert schauten meine Mutter und mein Vater sich an, doch Salome zuckte fast unmerklich mit den Schultern. Eine Alternative hatten wir nicht, wir mussten ihn als Informanten nehmen.

»Hey, Elijah – und alle anderen.« Robins dunkelblaue Augen glitten forschend über die Gesichter von Levy und meinen Eltern und ich sah, dass er sich eine spitzfindige Bemerkung verkniff. »Was ist denn los?«

»Katinka ist bei uns«, übernahm ich das Gespräch. »Ihr Vater hat sie geschlagen und als sie abhauen wollte, ist sie die Treppe heruntergestürzt. Ihr Rücken ist voller Blutergüsse.«

Robin brauchte ein paar Sekunden, um die Informationen zu verdauen und sich zu sammeln, doch wir hatten keine Zeit, sie ihm schonender zu verabreichen. Mit der linken Hand vor Mund und Nase atmete er tief ein und hob dann wieder seine sandfarbenen Wimpern.

»Dieser Arsch ...«, knurrte er. »Ich hab es die ganze Zeit geahnt, aber sie hat nie etwas gesagt – nur, dass sie sich oft streiten würden und die beiden sie runtermachen, aber das ... Scheiße. Scheiße! Ich bin viel zu weit weg ...«

»Wir sind ja da«, schaltete sich Salome beruhigend ein. »Und wir beraten gerade, was wir tun können, um ihr zu helfen. Magst Du mir ein bisschen was über deinen Onkel erzählen? Ist es möglich, mit ihm sachlich über die ganze Situation zu sprechen?«

Robin stieß ein trockenes Lachen aus. »Theoretisch ja. Er hat einen überdurchschnittlich hohen IQ und betont das bei jeder Gelegenheit. Aber ...« Schnaubend schüttelte er den Kopf. »Er ist ein Narzisst, wissen Sie? Kritik an ihm ist für ihn der absolute Supergau, damit kann er nicht umgehen, und andere Männer sind für ihn immer Rivalen, es sei denn, sie vergöttern ihn und schauen zu ihm auf – dann ist er der netteste Kerl der Welt. Das meine ich ernst. Er kann so witzig und unterhaltsam sein. Aber wehe, man stellt ihn infrage ... Dann redet er sich in Rage und kann richtig derb werden. Und er hat kein besonders gutes Bild von Frauen. Also von Frauen mit Grips im Kopf und eigenem Willen, die sich nicht von ihm beflirten und einwickeln lassen. Wenn Sie ein Alien zu Hause haben, sollten Sie das zu ihm schicken. Geschlechtslos und mit einem etwas geringeren IQ als seinem. Das könnte klappen. Aber alles andere ...« Wieder schüttelte Robin den Kopf. »Das können Sie in der Pfeife rauchen. Der macht Sie platt.«

»Klingt interessant«, erwiderte Salome nach einer kurzen Pause unberührt, worauf Papa ein Aufstöhnen unterdrückte. Er wollte genauso wenig wie ich, dass Salome sich Aslan stellte. »Mit solchen Männern habe ich beruflich ständig zu tun, ich hatte also ein wenig Training in den vergangenen Jahren.«

»Wow. Sie sind echt mutig.« Robin musterte Salome neugierig. »Vielleicht können Sie ja mit ihm verhandeln. Was wollen Sie eigentlich erreichen? Dass Katinka bei Ihnen bleibt?«

»Das entscheidet sie«, antwortete Salome mit einem klugen Lächeln. »Aber erst einmal muss sie aus der Gefahrenzone raus. Das ist Schritt Nummer 1. Und ich weiß nicht, ob der Weg über Polizei und Jugendamt der richtige ist.«

Robin blickte nachdenklich zur Seite. »Bei meinem Onkel gibt es keinen richtigen Weg. Und Vergöttern kommt bei Ihnen ja wohl nicht infrage«, bemerkte er sarkastisch und richtete seine Augen wieder auf uns. »Ich traue ihm zu, dass er alles so hinbiegt, dass er am Ende als der Unschuldige dasteht und Katinka als nicht ganz klar im Kopf. Darauf versucht er ja schon die ganze Zeit abzuzielen. Als würde er sich auf eine solche Situation vorbereiten.«

»Hat er mir eigentlich den Privatermittler auf den Hals gehetzt?« Obwohl es darum jetzt nicht ging, konnte ich mir diese Frage nicht verkneifen. »Er war es doch, oder?«

»Klar, wer sonst. Würde er nie zugeben, aber ich bin mir sicher, dass er das eingefädelt hat. Wenn er merkt, dass jemand seiner

Tochter zu nahe kommt und Einfluss auf sie ausüben könnte, tut er alles, um das zu unterbinden. Ist ein Wunder, dass er ihren Trainer duldet.«

»Und ihre Mutter? Könnten wir über sie einen Zugang zu ihm bekommen?«, lenkte Salome das Gespräch wieder auf das eigentliche Thema.

»Keine Chance. Die beiden agieren im Team. Bin mir zwar sicher, dass sie Tinka nicht schlägt, aber Worte können auch verletzen. Und, ach ja ...« Robin schaute uns wieder direkt an. »Ihr solltet meinem Onkel Bescheid sagen, dass sie bei euch ist. Sonst klingelt die Polizei an eurer Tür. Der ruft schon die Bullen, wenn die Nachbarn die Musik mal ein bisschen lauter haben.«

»Alles klar, danke dir, Robin.« Noch einmal lächelte meine Mutter ihm zu. »Du hast uns sehr geholfen.« Das bezweifelte ich, doch immerhin hatte sich unser Grundverdacht bestätigt. Aslan war ein Tyrann und duldete keine Einflussnahme außer seiner eigenen.

»Haltet mich auf dem Laufenden, ja? Viel Erfolg!«, wünschte Robin uns zum Abschied, bevor ich auflegte und der Bildschirm wieder dunkel wurde.

»Gut«, beschloss meine Mutter, »dann übe ich jetzt mal.« Ehe wir sie davon abhalten konnten, hatte sie sich das Telefon von der Küchenanrichte geholt und eine Nummer gewählt, die sie vorhin schon eingespeichert haben musste. Ich bewunderte ihren Mumm – und hätte ihr trotzdem am liebsten den Hörer aus der Hand gerissen, um selbst das Gespräch zu übernehmen. Doch niemals hätte ich mich dabei so unter Kontrolle gehabt wie Sie.

»Dr. Aslan? Guten Abend, Salome Schönig am Apparat«, meldete sie sich in verbindlichem, unaufgeregtem Ton und benutzte dabei den Nachnamen meines Vaters, nicht ihren eigenen – ein raffinierter Schachzug, der uns alle verblüffte. »Ihre Tochter ist bei uns und möchte gerne heute Nacht hier bleiben. – Ja, genau, sie ist hier. Schönig, ja. Sie kennt meinen Sohn Michael aus der Schule, er besucht die achte Klasse, eine Stufe unter ihr, die beiden sind locker befreundet. Nichts Ernstes, er ist ja noch ein Kind.«

Geschickt, dachte ich anerkennend – sie verwendete Levys zweiten Vornamen und ließ mich komplett aus dem Spiel. Und da es im Hause Aslan keine Computer gab, würde Katinkas Vater die Angaben nicht auf die Schnelle recherchieren können.

»Ja, ich sehe das auch so, Dr. Aslan, sie hätte Ihnen unbedingt Bescheid geben müssen. Man sorgt sich ja doch sehr ... Glückwunsch üb-

rigens zu Ihrem neuen Ehrenamt, das hört großartig an ... ja. Ja, in Ordnung. Nein, sie fällt uns nicht zur Last, das geht schon. Ich könnte Sie Ihnen morgen vorbei bringen und ...« Salome zog sich in die Küche zurück und schloss die Schiebetür, sodass wir sie nicht mehr verstehen konnten, und Papa ließ pfeifend Luft aus seinen Lungen weichen.

»Das nennt man wohl Taktik«, murmelte er gedämpft und klang nicht glücklich dabei. Auch ich hatte beim Zuhören einen bitteren Geschmack auf die Zunge bekommen. Meine Mutter schmierte Aslan Honig ums Maul und umgarnte ihn, um ihm einen Gesprächstermin zu entlocken, von dem er keine Ahnung hatte, was er in Wahrheit bezwecken sollte. Angespannt warteten wir, bis Salomes Stimme verstummt war und die Schiebetür sich wieder öffnete.

»Morgen 17 Uhr. Er denkt, ich bringe Katinka mit. Und dann wird sich zeigen, wann er kapiert, wer ich bin, und wie weit ich komme. Klappt es nicht, können wir immer noch den offiziellen Weg wählen. Einverstanden?«

»Sollte ich das nicht machen?« Besorgt richtete Papa seinen Blick auf Salome. »Mir gefällt das alles ganz und gar nicht.«

»Denk daran, was Robin gesagt hat. Jeder Mann ist für ihn ein Rivale und ich kenne dich gut genug, um zu wissen, dass du dich ihm nicht unterwerfen wirst. Wenn wir zu zweit kommen, ist das für ihn sowieso eine Kriegserklärung. Außerdem ...« Meine Mutter atmete langsam aus. »Katinka hat sich mir anvertraut, ich habe ihre Verletzungen als erstes gesehen und versorgt. Dann muss ich auch für sie geradestehen. Es fühlt sich richtig an. Ist das in Ordnung für euch?« Fragend suchte sie den Blickkontakt zu Levy und mir. Levy nickte sofort, ich brauchte etwas Anlauf dafür. Doch auch für mich fühlte sich Salomes Vorschlag auf bedrückende Weise richtig an. Papa war zu weit weg von Katinka, um sich für sie auf jene Art einsetzen zu können, wie meine Mutter es vermochte. Ich selbst war wieder einmal zur Passivität verdonnert, denn nun hatte ich es Schwarz auf Weiß: Ihr eigener Vater hatte den Ermittler angeheuert und ich konnte von Glück sagen, dass ich bei meinem letzten unerlaubten Betreten des Grundstücks nicht erwischt worden war. Anscheinend war ich für Aslan ein feuerrotes Tuch. Meiner Mutter war gar nichts anderes übrig geblieben, als mit einem falschen Namen zu pokern.

»Holst du sie zu uns, Levy?«

Levy nickte erneut, dieses Mal mit einem zufriedenen Lächeln auf seinen Lippen, doch ich war wie vor den Kopf gestoßen, weil Salome ihn beauftragte, zu Katinka zu gehen, und nicht mich, wo

ich doch stundenlang vor ihrer Tür gesessen und mit ihr geredet hatte. Es war keine Eifersucht, die ich in mir spürte, sondern viel eher das stumpfe Gefühl, einen wichtigen Zusammenhang nicht begriffen zu haben, den alle anderen längst sahen.

Als die beiden die Treppe herunterkamen, war aus Levys Lächeln ein Strahlen geworden, neben dem selbst Katinkas intensiv schillernde Augen blass wirkten. Aber auch ihr Gesicht hatte wieder etwas Farbe bekommen und ihre Bewegungen waren nicht mehr so steif und hölzern wie vorhin noch. Beinahe feierlich führte Levy sie zu unserem Esstisch, wo sie stehenblieb und scheu meinen Vater musterte.

»Na, jetzt wird mir einiges klar ...«, raunte sie wie zu sich selbst und schüttelte mit einem unterdrückten Schmunzeln den Kopf. »Sie sehen aus wie Robert Redford. Also der mittelalte Robert Redford ... das soll jetzt nicht heißen, dass Sie alt aussehen, eher im Gegenteil ich ... Shit.« Verlegen biss sie sich auf die Unterlippe, sichtlich beunruhigt, etwas Falsches gesagt und ihn damit verärgert zu haben, doch Papa lächelte sie väterlich an.

»Egal, ob jung, alt oder mittelalt – ich nehme das als Kompliment. Setz dich zu uns, Katinka.« Mit der Rechten wies er auf den freien Stuhl zwischen sich und Levy, der bereits Platz genommen hatte, in seinen Augen immer noch ein Glimmen, als spiegele sich das Licht des ganzen Sternenhimmels darin.

»Langstreckenlauf, hm?«, fragte Papa, um das Gespräch in Gang zu halten, und schob Katinka ein gefülltes Glas rüber. »Respekt. Eher Mary Decker oder Zola Budd?« Jetzt verzog sich auch Katinkas Mund zu einem wissenden, anerkennenden Grinsen, während ich nur Bahnhof verstand.

»Ich hab wohl von beiden ein bisschen was. Aber wenn ich wählen müsste: Zola Budd. Eindeutig Zola. Bin früher auch immer barfuß gelaufen.«

»Nicht schlecht. – Ich hoffe, ich kann auf dich zählen, wenn ich Sport gucke? Meine Söhne sind da leider nicht ganz so zuverlässig.« Levy verdrehte leicht die Augen, während ich Katinka und meinen Vater beobachtete, als seien sie zwei exotische Tiere, die zum ersten Mal aufeinander trafen und sich überraschend gut vertrugen. Die beiden hatten offenbar einen Draht zueinander.

»Klar«, erwiderte Katinka und richtete sich selbstbewusst auf. »Ich kann Ihnen jeden Lauf analysieren. Und auf die nächste Olympiade freu ich mich schon. Aber ...« Zweifelnd blickte sie uns an und das Licht in ihren Augen schwand. »Soweit wird es nicht kommen,

oder? Ich – ich muss jetzt doch wieder nach Hause. Es ist fast neun, ich sollte aufbrechen.«

»Du kannst heute Nacht bei uns bleiben, Katinka«, antwortete meine Mutter ruhig. »Vorausgesetzt, du möchtest das. Dein Vater weiß Bescheid, dass du heute woanders übernachtetest und ist damit einverstanden.«

»Er ist ... einverstanden? Was haben Sie denn mit dem gemacht? Voodoo-Zauber?« Verwirrt drehte sie sich zu mir, als suche sie in meinem Gesicht nach der Bestätigung, dass meine Mutter ihre Worte ernst meinte. »Das – ich verstehe das nicht. Das passt nicht zu ihm.«

»Das mag sein. Ich habe morgen ein Gespräch mit ihm, gegen Abend, und ich möchte zu erreichen versuchen, dass du bei uns bleiben kannst, solange du magst.« Jetzt stand Katinkas Mund offen vor lauter Unglauben und ihre Hände fingen zu zittern an, während Levys Gesicht noch immer in tiefer Zufriedenheit leuchtete. »Denk in aller Ruhe darüber nach, ob du damit einverstanden bist. Du entscheidest das, niemand sonst.«

»Das ist wirklich ... lieb«, stammelte Katinka und rieb sich über ihre Stirn, als habe ihr Kopf Schwierigkeiten, die neuen Informationen zu verarbeiten. »Aber das wird niemals passieren. Das ... nein. Nein, das wird nicht gehen. Unmöglich.« Sie lächelte schief. »Trotzdem danke. Eine Nacht hier, das ist schon mehr als ich ... das ist ... Oh Mann, ich weiß nicht, was ich sagen soll.« Ihre Wangen waren rot geworden und sie verhakte ihre Finger ineinander, weil das Zittern in ihnen immer stärker wurde. »Danke.«

»Denk bitte trotzdem darüber nach, ja?« Salome versuchte, Katinka in die Augen zu schauen, doch sie hob ihre Wimpern nicht, und ich glaubte, Tränen in ihnen glitzern zu sehen. »Ich möchte nicht über deinen Willen gehen.« Katinka schluckte, sagte aber nichts, als habe es ihr endgültig die Sprache verschlagen. Das alles war zu viel für sie, zu viel auf einmal und zu unerwartet, und ihre Überforderung entging meiner Mutter nicht. Entschieden stand sie auf, lief in die Küche und kam mit der Karte von Lorenzo's zurück.

»Pizza und Dirty Dancing?«

Levy strahlte zustimmend, während Papa nur verschmitzt in sich hinein grinste und Katinka es wagte, wieder ihre Lider zu heben, ihr Gesicht immer noch voller Unglauben und Fragen. Pizza von Lorenzo's und Dirty Dancing auf DVD war unser Notprogramm, wenn so ziemlich alles schief gelaufen war. Ob schlechte Noten, Stress auf der Arbeit, Streit mit Freunden, mieses Wetter oder lästige Winte-

rerkältungen – diese Kombi war ein lieb gewonnenes Familienritual geworden, das ich manchmal heute noch vermissen.

Es half auch an diesem schwarzen Tag. Zwar dauerte es ein Weilchen, bis Katinka begriff, dass sie sich eine ganze Pizza für sich alleine bestellen durfte und es war ihr unangenehm, dass meine Mutter ihr Essen bezahlte. Doch als wir schließlich zusammen im Wohnzimmer auf dem Boden saßen, zwischen sämtlichen Kissen und Fleecedecken, die wir im Haus hatten finden können, regte sich zum ersten Mal echte Hoffnung in mir. Hoffnung, dass meine Mutter Aslan gegen alle Vorzeichen gewachsen sein würde und Katinkas Leben endlich zum Guten gewendet werden konnte; dass sie bei uns Frieden finden konnte und dies nicht der einzige Abend sein würde, an dem sie bei mir saß, ohne dass ich befürchten musste, deshalb vor Gericht zu landen.

Obwohl Katinka Dirty Dancing noch nie gesehen hatte, hielt sie nur die erste halbe Stunde durch, bevor sie vor Erschöpfung einschlieft, zusammengerollt auf zwei dicken Kissen und mit Emma an ihrer Seite, die zum ersten Mal abends zu uns gekommen war und später in einer der leeren Pizzaschachteln übernachtete.

»Ist schon in Ordnung«, raunte Salome mir zu, als der Film zu Ende war und Katinka immer noch fest schlummerte, gewärmt von der Fußbodenheizung und Emma, die sich kugelrund in ihre Kniekehlen gekuschelt hatte. »Ich bin nicht stark genug dafür und Wolfgang ist noch zu fremd für sie.«

Ich wartete auf dem Sofa, bis Levy, Mama und Papa sich in ihre Zimmer zurückgezogen hatten, um dann vorsichtig meine Arme unter Katinkas Beine und ihren Nacken zu schieben, sie hochzuheben und nach oben in unseren neuen Raum zu tragen, wo ich sie sanft auf dem Bett ablegte und so, wie sie war, zudeckte. Ihre Nachttischlampe ließ ich brennen, weil ich verhindern wollte, dass sie nachts aufwachte, nicht wusste, wo sie war und Panik bekam.

Auch meine schaltete ich nicht aus.

Nicht, weil Katinka dieses Licht brauchte.

Ich selbst brauchte es. Denn alles würde sich verändern, es fing bereits an. Die Schatten hatten neue Formen bekommen, die Dunkelheit neue Farben, unser Haus einen neuen Klang.

Noch fand ich mich nicht darin zurecht.

Doch ich wollte ihn nie wieder missen.